

Martin Horstmann/Elke Neuhausen:

**Mutig mittendrin.
Gemeinwesendiakonie in Deutschland.**

Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD.

1 Was ist Gemeinwesendiakonie?

2 Die Studie „Gemeinwesendiakonie“

3 Die strukturbildenden Faktoren in der Gemeinwesendiakonie: Aktivierungs-, Projekt- und Entrepreneurlogik

4 Ergebnisse der Studie

4.1 Die Grundidee: Gemeinwesenorientierung und Stadtteilbezug

4.2 Der Prozessverlauf: Entstehung und Entwicklung

4.3 Die Gestaltung der Kooperationen

4.4 Die kirchlichen und diakonischen Akteure

4.5 Die Vielfalt an Ressourcen

4.6 Die Prozessqualitäten der Gemeinwesendiakonie

4.7 Das Selbstverständnis: Motive in der Gemeinwesendiakonie

5 Empfehlungen für Kirche und Diakonie

6 Die sechs Projektstandorte der Untersuchung

7 Literatur

1 Was ist Gemeinwesendiakonie?

Der Begriff Gemeinwesendiakonie

Was ist eigentlich das Neue an der Gemeinwesendiakonie? Neu ist zunächst einmal das Wort selbst. Zum ersten Mal tauchte der Begriff Gemeinwesendiakonie 2007 in dem Diakonie-Text *Handlungsoption Gemeinwesendiakonie* auf.¹ Seit dem hat er eine rasche Verbreitung in Diakonie und Kirche erfahren.²

Der Grundgedanke der Gemeinwesendiakonie wird in dem Text *Handlungsoption Gemeinwesendiakonie* formuliert: Diakonie ist nicht nur sozialer Dienstleistungsanbieter, sondern übernimmt soziale und kulturelle Verantwortung für die Stadt. Diakonie beteiligt sich aktiv als Partner mit anderen Trägern an der sozialen Stadtentwicklung, um so zum Mitgestalter des Sozialraums zu werden. Denn Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen „stellen ein Potenzial zur Verfügung, das die soziale Infrastruktur einer Stadt stärkt und das nachbarschaftliche Miteinander in den Wohnquartieren ausbildet“.³ Den Anlass für diese Betrachtungsweise hat vor allem das Bund-/Länderprogramm „Soziale Stadt“ gegeben, das sozialraumorientierte Maßnahmen im nicht-baulichen Bereich fördert.

Gemeinwesendiakonie will nicht erst auf soziale Notlagen reagieren, „sondern aktiv daran mitarbeiten, funktionierende Sozialräume zu gestalten und Notlagen zu verhindern“.⁴ Mitwirkungs-, Selbsthilfe und Teilhabechancen sollen gefördert werden.

Diakonische Einrichtungen, regionale Diakonische Werke und Kirchengemeinden sollen „eng miteinander und mit anderen Akteuren im Stadtteil kooperieren“.⁵ Das Zusammenspiel von *diakonischer Gemeinde* und *gemeinwesenorientierter Diakonie* bildet so *Gemeinwesendiakonie*.

Im Gemeinwesen gibt es eine Menge evangelischer Einrichtungen und Akteure, die miteinander besser kooperieren könnten, als dies gegenwärtig der Fall ist. Es gibt eben nicht nur Kirchengemeinden und diakonische Dienste, regionale Diakonische Werke und – hier und dort – große diakonische Unternehmen, sondern es gibt auch Ehrenamtliche in diakonischen Einrichtungen und Ehrenamtliche in den Kirchengemeinden. Es gibt kirchliche Gruppen und Kreise, Kirchenkreissozialarbeiter, Pfarrer und Pfarrerrinnen, Gemeindediakone, Presbyter/Kirchenvorstände, Sozialpfarrämter, evangelische Familienbildungsstätten, Mehrgenerationenhäuser, Kindergärten und Kitas – und mit Sicherheit noch Einiges mehr.

Kurz gesagt: Gemeinwesendiakonie beschreibt eine gemeinsame Strategie von verfasster Kirche und organisierter Diakonie, bei der kirchliche und diakonische Einrichtungen im Stadtteil mit weiteren Akteuren kooperieren. Ziel ist es, Quartierseffekte zu erzielen. Es geht also um mehr, als einfach nur das ein oder andere gemeinsame Projekt durchzuführen. Gemeinwesendiakonie versteht sich als Verbindung von verbandlichem, gemeindlichem und selbsthilfeorientiertem Handeln. Dabei sind Kirche und Diakonie auch auf die Kooperation

¹ Diakonisches Werk der EKD 2007b.

² Konsultation Gemeinwesendiakonie Hannover, Zukunftswerkstatt Kassel, Evangelische Akademie Hofgeismar. Google wies am 1. Dezember 2009 über 1.100 Treffer auf (bereits um die Nennungen im Kontext dieses Forschungsprojektes bereinigt).

³ Ebd.: 5

⁴ Ebd.: 25.

⁵ Ebd.: 25

mit nicht- oder anderskonfessionellen Akteuren angewiesen. Gemeinwesendiakonie kann dazu beitragen, eine „neue Kultur des Sozialen“ zu verwirklichen. Theodor Strohm bezeichnete dies mit dem Schlagwort „Wichern drei“.⁶ Die Handlungsoption Gemeinwesendiakonie will diese Idee aufgreifen und umsetzen.⁷

Vom Begriff her ist die Gemeinwesendiakonie neu. Von der Sache her gibt es bereits vielfältige gemeinwesendiakonische Aktivitäten, die aber nicht diesen Begriff für sich nutzen. Erfahrungen mit der Gemeinwesendiakonie sind daher bereits vorhanden, ohne sie aber immer explizit so zu nennen.

Auch wenn die EKD-Denkschrift *Herz und Mund und Tat und Leben*, 1998 zum 150jährigen Diakonie-Jubiläum veröffentlicht, den Begriff Gemeinwesendiakonie nicht kennt, ist aber die Idee der Gemeinwesendiakonie deutlich zu erkennen. Die Denkschrift ermutigt, Innovationen zu wagen und neue Modelle zu erproben.⁸ Was wäre im Sinne der Denkschrift innovativ? Vier Aspekte werden genannt: die Distanz zwischen Kirchengemeinden und diakonischen Handlungsfeldern überwinden, den unmittelbaren Kontakt zu den von Not Betroffenen verbessern, die diakonischen Organisationen besser an den Bedürfnissen der Betroffenen ausrichten und die Vernetzung mit außerkirchlichen Initiativen. Genau dies will die Gemeinwesendiakonie.

Gemeinwesenorientierung

Wir unterscheiden in unserer Studie zwischen den Begriffen *Gemeinwesenarbeit* und *Gemeinwesenorientierung*. Gemeinwesenorientierung bezeichnet – schlicht und einfach – eine „Öffnung einer Institution zum Stadtteil hin, um deren Arbeit effektiver zu machen“.⁹ Der Begriff Gemeinwesenarbeit geht hingegen über eine bloße Gemeinwesenorientierung hinaus und wird definiert als „eine sozialräumliche Strategie, die sich ganzheitlich auf den Stadtteil und nicht pädagogisch auf einzelne Individuen richtet. Sie arbeitet mit den Ressourcen des Stadtteils und seiner Bewohner, um seine Defizite aufzuheben. Damit verändert sie dann allerdings auch die Lebensverhältnisse seiner Bewohner/innen“.¹⁰

In der Theorie zur Gemeinwesenarbeit wird grundsätzlich zwischen dem *Arbeitsfeld Gemeinwesenarbeit* und dem *Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit* unterschieden.¹¹ Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip will gerade darauf hinweisen, dass Gemeinwesenarbeit mehr ist als nur eines von vielen Arbeitsfeldern im Bereich der Sozialen Arbeit. Gemeinwesenarbeit ist demnach eine grundsätzliche Herangehensweise an soziale Problemlagen. Der Begriff „Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit“ wurde 1980 von Jean Boulet, Ernst Jürgen Krauß und Dieter Oelschlägel eingeführt.¹² Als Leitstandards der Gemeinwesenarbeit gelten zielgruppenübergreifendes Handeln, Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Menschen, Förderung der Selbstorganisation und der

⁶ Strohm 1998.

⁷ Diakonisches Werk der EKD 2007b: 26. Zur Debatte um das Schlagwort „Wichern drei“ siehe auch den im Herbst diesen Jahres erscheinende Band von Volker Herrmann und Martin Horstmann „Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse“ (Herrmann/Horstmann 2010).

⁸ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 1998: 43.

⁹ Oelschlägel 2007a: 112-113.

¹⁰ Oelschlägel 2007a: 111.

¹¹ Oelschlägel 2007a: 111.

¹² Boulet/Krauß/Oelschlägel 1980.

Selbsthilfekräfte Nutzung der vorhandenen Ressourcen, Ressortübergreifendes Handeln und Vernetzung und Kooperation.¹³

Der Begriff der Gemeinwesenarbeit wird dabei auch kritisch gesehen. Rückblickend kommentiert Wolfgang Hinte: „GWA wurde in dieser Konzeption als Chiffre betrachtet für ein komplexes Bündel theoretischer und methodischer Aussagen für damals ‚fortschrittliche‘ Sozialarbeit, die als konzeptionelle Grundlage für soziale Arbeit in allen denkbaren Berufsfeldern dienen sollte. Dass dieser Vorschlag weder in der Fachdiskussion breiter rezipiert wurde noch in der Praxis seinen Niederschlag fand, mag auch damit zusammenhängen, dass die Vokabel GWA zu stark mit anderen Inhalten belegt war bzw. Assoziationen weckte, die sie nicht gerade anschlussfähig an den Mainstream der Fachdiskussion machte“.¹⁴

Gegenwärtig wird Gemeinwesenarbeit im Zusammenhang mit der Sozialraumorientierung diskutiert. Die Sozialraumorientierung „hebt die klassische Abgrenzung von Fallarbeit, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit auf und integriert die Arbeitsformen der Sozialen Arbeit zu einem mehrschichtigen Ansatz“.¹⁵ Der Begriff der Sozialraumorientierung umfasst damit auch den Begriff der Gemeinwesenarbeit. Frank Früchtel, Gudrun Cyprian und Wolfgang Budde verstehen Sozialraumorientierung als integrierten mehrdimensionalen Arbeitsansatz, der folgende sechs theoretische Konzepte aufgreift: Lebensweltorientierung, Empowerment, Neue Steuerung, Organisationsentwicklung, Soziales Kapital und eben das Arbeitsprinzip der Gemeinwesenarbeit.¹⁶ In der Sozialarbeitswissenschaft und der Kommunalpolitik ist die Sozialraumorientierung besonders in der Kinder- und Jugendhilfe und bei der Ambulantisierung im Sozial- und Gesundheitsdienst von Bedeutung.

Wenn wir im Folgenden von Gemeinwesenorientierung sprechen, meinen wir damit die Ausrichtung der kirchlich-diakonischen Akteure auf das Gemeinwesen. Einerseits um dessen Ressourcen zu nutzen, andererseits um vor Ort Wirkung zu erzielen. Dazu bedarf es der Vernetzung mit weiteren Kooperationspartnern vor Ort. Kooperationen sollen daher nicht ausschließlich Versorgungsstrukturen optimieren, sondern eine eigenständige Form vernetzter kirchlich-diakonischer Arbeit ermöglichen, um im Gemeinwesen selbst eine Wirkung zu entfalten. Der Hintergrund ist: Das Gemeinwesen ist Belastung und Chance zugleich, der Sozialraum ist sowohl „Kulisse wie Ressource“.¹⁷ Der Stadtteil, das Viertel, das Quartier muss daher einerseits befähigt werden und andererseits wirkt es selbst befähigend. „Die Stärke von Gemeinwesen liegt darin, dass sie durch ihr komplexes Gefüge von Institutionen, Organisationen und Personen ein erhebliches Inklusionspotential haben – gleichwohl sind Ressourcen vielfach verschüttet oder wichtige Netzwerke noch nicht geknüpft. Um diese Situation zu ändern, ist ein Umdenken erforderlich, durch das alle relevanten Akteure aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sich in die Pflicht nehmen lassen. Zugleich sollen sie aber auch für sich die Chancen einer Veränderung in Hinblick auf Inklusion und Teilhabe erkennen und dadurch motiviert werden, diese selbst mit zu entwickeln. [...] Durch professionelle gemeinwesenbezogene und sozialraumorientierte Handlungsansätze kann es gelingen, Gemeinwesen und ihre Akteure zu befähigen, selbst zu ‚Subjekten der Inklusion‘ zu werden. So werden zivile Solidaritäten etabliert, die inklusiv befähigend wirken“.¹⁸

¹³ Lüttringhaus 2007: 278-280.

¹⁴ Hinte 2007: 8.

¹⁵ Früchtel/Cyprian/Budde 2007: 11.

¹⁶ Ebd.: 22-23

¹⁷ Hinte 2001: 1.

¹⁸ Maas/Ganten 2009: 1.

Das Quartier bietet einen Nutzen für die Einrichtungen im Stadtteil. Und umgekehrt bieten diese Einrichtungen wiederum einen Gewinn für das Quartier und seine Bewohner.¹⁹

Der Gemeinwesenbezug ist mehrdimensional. Er zeigt sich

- in der Öffnung zum Gemeinwesen, um zu befähigen und befähigt zu werden,
- in den Kooperationen der institutionellen Akteure im Gemeinwesen,
- und in dem Beitrag zur Stadtentwicklung.

Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie

Immer wieder wird eine stärkere Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie gefordert, so beispielsweise in der Diakonie-Denkschrift *Herz und Mund und Tat und Leben*²⁰ und dem Impulspapier *Kirche der Freiheit*.²¹ Gerade vor Ort, im Gemeinwesen, im Stadtteil, kann diese Zusammenarbeit konkret werden und gelingen.

An dieser Stelle muss auf ein sich hartnäckig haltendes Missverständnis hingewiesen werden, nämlich dass die Diakonie aus den Kirchengemeinden ausgewandert sei und nun – endlich – wieder an ihren organären Ort zurückfinde. Dies wird meist mit einer bedauernden Note vorgetragen: „Mag sein, dass es hin und wieder an Fachlichkeit und Professionalität mangelte, aber ‚damals‘ war Diakonie wenigstens noch klar erkennbar – heute hingegen ist das diakonische Engagement aus den Gemeinden ausgewandert, ist institutionalisiert und vor lauter Professionalität und Ökonomisierung ganz ‚kalt‘ geworden.“ Doch diese Vorstellungen und diese Bilder treffen nicht den Kern. Die „Auswanderungs-These“ wird zwar immer noch bemüht – meist in Vorträgen –, ist aber nicht haltbar.²² Die Kritiker dieser These weisen darauf hin, dass das diakonische Engagement in Kirchengemeinden faktisch recht gering gewesen ist; was aber nur zu einem geringen Teil vorhanden ist, kann auch kaum in großem Maße auswandern. Die Einrichtungen der organisierten Diakonie haben mit ihrer Expansion etwas Neues geschaffen, was vorher nicht in Kirchengemeinden vorzufinden war. Es hat sich eine eigene diakonische Struktur neben der verfassten Kirche etabliert – so spricht Jochen-Christoph Kaiser auch von der Diakonie als „kirchlicher Zweitstruktur“²³ –, die losgelöst von den Handlungslogiken kirch(engemeind)licher Diakonie operiert.

Dieser Hintergrund ist von zentraler Bedeutung für das Diakonieverständnis der Gemeinwesendiakonie: Gemeinwesendiakonie entsteht nicht dadurch, dass diakonische Einrichtungen und Unternehmen der Kirchengemeinde wieder etwas zurückgeben, das ursprünglich bei ihnen lag. Gemeinwesendiakonie entsteht durch eine neue, sich erst entwickelnde Kooperationskultur von verfasster Kirche und organisierter Diakonie. In dieser Form gab es sie noch nicht. Dabei können kirchliche und diakonische Akteure auf bestehende und etablierte Bezüge zum Gemeinwesen zurückgreifen. Die Kirchengemeinden sind nicht nur über die Parochialstruktur, sondern noch viel mehr über ihre Mitglieder stark im Gemeinwesen verwurzelt. Diakonische Dienste formulieren bereits seit geraumer Zeit sozialräumliche Qualitätsmerkmale für ihre professionellen Dienstleistungen. Die oft rhetorisch bekundete Zusammenarbeit von Diakonie und Kirche kann gerade über den Gemeinwesenbezug – sozusagen als gemeinsame „dritte Größe“ – praktisch gelingen und

¹⁹ Vgl. Netzwerk Soziales neu gestalten 2009b: 213.

²⁰ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 1998: 67.

²¹ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 2006: 81.

²² Degen 2003: 152; Benedict 2008: #.

²³ Kaiser 2008.

erprobt werden.

Das bedeutet aber auch, dass die gemeinsamen Kooperationen nicht als Gebietsabsprachen oder Konfessionskartelle missverstanden werden dürfen. „Gemeinwesendiakonie will daher nicht nur Dienstleistungen wie Familienzentren oder Stadtteilcafés anbieten oder wie in der Quartierspflege Versorgungsstrukturen optimieren, sondern neue Zugänge eröffnen, Ressourcen entdecken und Menschen ermutigen“, formuliert eine Thesenreihe, die im September 2009 auf dem EKD-Zukunftskongress in Kassel vorgestellt wurde.²⁴

Diakonische Dienste wie auch Kirchengemeinden sind gesellschaftliche Akteure. Sie brauchen die Fähigkeit, *als Teil* des Gemeinwesens, *im* Gemeinwesen *für* das Gemeinwesen handeln zu können. Dabei lassen sich unterschiedliche Kooperationen entdecken:

- Kooperation, bei denen verfasste Kirche und organisierte Diakonie gemeinsam unter sich bleiben,
- aber auch Kooperation von kirchlichen, diakonischen und säkularen Akteuren im Gemeinwesen.

Die Gegenbewegung zur viel diskutierten „Selbstsäkularisierung der Kirche“ darf nicht zu einer „Selbstabschließung der Kirche“ führen: „Wolfgang Hubers inzwischen über zehn Jahre alte Warnung vor der Selbstsäkularisierung der Kirche – so darf man heute sagen – ist angekommen. Und ich spitze zu: ist längst angekommen. Heute ist die Gefahr der Kirche nicht mehr, dass sie sich zuviel um die Welt kümmert und ihre eigene Frömmigkeitsbasis vergisst. Heute ist ein neuerlicher Rückzug in die eigenen Gemeinschaften und ihre spirituellen Kulturen, der einhergeht mit einer Entpolitisierung, die größere Gefahr“.²⁵

Was Theodor Strohm vor über zwei Jahrzehnten für die kirchliche Gemeinwesenarbeit formulierte, gilt auch heute noch für gemeinwesendiakonisches Engagement: „Die christlichen Gemeinden eignen sich nur dann für diese Aufgabe, wenn sie sich risikobereit und in Kooperation mit anderen religiösen und freien Trägern zur Verfügung stellen“.²⁶

Merkmale der Gemeinwesendiakonie

Die bisherigen Ausführungen können so zu drei zentralen Merkmalen der Gemeinwesendiakonie zusammengefasst werden:

Gemeinwesendiakonisches Handeln ist gemeinwesenorientiertes Handeln:
Gemeinwesenorientierung meint die Öffnung zum Gemeinwesen hin. Dies geschieht durch Kooperationen, den Einbezug von Ressourcen vor Ort und der Vernetzung verschiedener Akteure, auch über die Bereiche von verfasster Kirche und organisierter Diakonie hinaus.

Gemeinwesendiakonisches Handeln ist gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie: Erst wenn kirchliche und diakonische Akteure gemeinsam Verantwortung vor Ort und für den Ort wahrnehmen, kann unseres Erachtens von Gemeinwesendiakonie gesprochen werden. Eine sozialräumliche (Neu-)Ausrichtung diakonischer Einrichtungen – ohne die Kirche – oder die Ausweitung des Gemeindeengagements in den Stadtteil – ohne diakonische Dimensionen – sind in unserem Verständnis noch keine Gemeinwesendiakonie.

²⁴ Diakonisches Werk der EKD 2009.

²⁵ Bedford-Strohm 2009: 1-2.

²⁶ Strohm 1987: 204.

Gemeinwesendiakonisches Handeln ist strategisches Handeln der beteiligten Akteure: Die Beteiligten begreifen ihr gemeinwesendiakonisches Engagement als strategisches und nicht als bloß zufälliges Handeln. Davon unbenommen bleibt, dass dieses Handeln durchaus zufällig und situativ entstehen kann. Es bedarf allerdings der bewussten Entscheidung, dieses Handeln als strategisches Handeln zu begreifen.

Gemeinwesendiakonie beschreibt somit eine Gestalt kirchlich-diakonischer Arbeit, die von Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, von diakonischen Diensten und Einrichtungen gemeinsam getragen wird und in der mit weiteren Akteuren kooperiert wird. Sie nimmt den Stadtteil in den Blick, orientiert sich an den Lebenslagen der Stadtteilbewohner und öffnet sich so zum Gemeinwesen hin. Gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie setzt eine strategische Zusammenarbeit voraus, um Klienten-, Mitglieder und Gemeinwesenorientierung in Balance zu bringen.

Anschlussfähige Strategie

Die drei genannten Merkmale beschreiben den grundlegenden Charakter der Gemeinwesendiakonie. Wir verstehen Gemeinwesendiakonie als eine kirchlich-diakonische Strategie und somit weniger als konkreten Handlungsansatz. Gemeinwesendiakonie ist dabei anschlussfähig an unterschiedliche Inhalte und Themen, an verschiedene Ansätze und Konzepte.

Bei den sechs Standorten unserer Studie konnten wir unterschiedliche Konzepte entdecken, die gemeinwesendiakonisch anschlussfähig sind: den Handlungsansatz der klassischen Gemeinwesenarbeit, das Konzept der Stadtteildiakonie, die Idee eines Nachbarschaftszentrums, der Aufbau einer Diakoniekirche mit verschiedenen Angeboten und Zielgruppen, die Einrichtung einer Begegnungsstätte in einem homogen strukturierten Stadtgebiet oder die Idee, die Aufgaben und Funktionen eines mittelalterlichen Klosters auf die Erfordernisse der heutigen Stadt zu übertragen.

Gesellschaftliche Bedeutung

Das Gemeinwesen wird zunehmend zu dem zentralen Ort von Teilhabemöglichkeiten und Integrationsbemühungen, besonders dann, wenn die Erwerbsarbeit als wesentlicher Faktor für gesellschaftliche Integration und Teilhabe bei immer mehr Menschen ausfällt. So formuliert der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge folgende Eckpunkte zur sozialräumlichen Ausgestaltung kommunalen Handelns: „Weil sie arbeitslos sind und kaum eine Chance auf dem ersten Arbeitsmarkt haben, können viele Menschen ihren Platz in der Gesellschaft nicht durch Erwerbsarbeit finden. Ihre soziale Integration hängt zunehmend davon ab, wie sie sich am Leben in ihrem Wohnviertel und Wohnumfeld beteiligen und dieses aktiv mitgestalten. Der soziale Raum und dessen Infrastruktur haben für diese Menschen eine besonders große Bedeutung und beeinflussen ihre Verwirklichungschancen. Für viele Zuwanderer gilt das auch deshalb, weil ihre Lebensorientierung und Lebensweise stärker auf das Quartier ausgerichtet sind“.²⁷

Diese Sichtweise findet sich auch im Nationalen Integrationsplan der Bundesregierung: „Das

²⁷ Eckpunkte des Deutschen Vereins zur sozialräumlichen Ausgestaltung kommunalen Handelns, DV 30/07 AF I, 18. Juni 2008: 6.

Wohnumfeld hat eine zentrale Funktion im Integrationsprozess. Es ist Lebensmittelpunkt und wichtiges Kontaktfeld für die Zuwanderer und die einheimische Bevölkerung. Vor allem Kinder und Jugendliche sowie die nicht erwerbstätigen Erwachsenen verbringen einen großen Teil ihrer Zeit im Wohnquartier. Die Gestaltung des Wohnumfeldes und des öffentlichen Raumes sowie die öffentlichen und privaten Infrastrukturangebote sind daher wichtige Rahmenbedingungen für das soziale Zusammenleben und die Chancen der Integration vor Ort“.²⁸

Gesellschaftspolitisch ist gegenwärtig ein neues Interesse am Sozialraum zu entdecken. Auf *politischer Ebene* ist dies an zwei Entwicklungen erkennbar: bundespolitisch ist sowohl ein verstärktes Engagement im Bereich der Stadtentwicklung zu beobachten – siehe zum Beispiel den Stadtentwicklungsbericht der Bundesregierung oder die Bestrebungen einer Nationalen Stadtentwicklungspolitik –, daneben haben politische Programme Konjunktur, die zielgruppenübergreifend sozialraumorientierte Zentren, wie Mehrgenerationenhäuser oder Familienzentren, fördern.

Auch in der *Kirche* ist ein neues Interesse am lokalen Raum zu entdecken, sowohl am urbanen wie am ländlichen. Bereits die 1984 erschienene evangelische Denkschrift *Menschengerechte Stadt* hebt das Quartier als „Ort der Integration“ hervor.²⁹ Und das 2007 erschienene EKD-Papier „Gott in der Stadt“ formuliert: „Die evangelische Kirche braucht in vielen Bereichen eine neue Aufmerksamkeit für die Stadt“.³⁰ In diesem Papier reflektiert die Evangelische Kirche theologisch das Phänomen der Urbanität. Gefordert wird ein Handlungskonzept kirchlicher Präsenz in der Stadt; dies betrifft beispielsweise die Entscheidung darüber, welche Gebäude und Gemeinden weiterentwickelt werden sollen, um eine „städtische Landkarte ‚kirchlicher Orte mit Zukunft‘“ zu entwickeln.³¹ Schwieriger stellt sich die Situation im ländlichen Raum dar. Die Frage der Sozialraum- und Gemeinwesenorientierung ist auf dem Land ebenso relevant wie im großstädtischen Bereich, hinkt aber der städtischen Debatte noch weit hinterher. Der Titel des EKD-Textes zur Situation der Kirche auf dem Land ruft optimistisch zum „Wandeln und Gestalten“ auf.³²

Für die *Diakonie* geht es vor allem um die Frage nach der eigenen Identität und dem viel zitierten „diakonischen Profil“. Die Diakonie muss sich der Kritik aussetzen, dass sie an vielen Stellen in erster Linie ein über staatliche Sozialtransfers refinanzierter Dienstleistungsanbieter ist. Dabei ist sich die Diakonie grundsätzlich darüber einig, Verantwortung für das Gemeinwesen zu übernehmen. Dies wird auch an einer Reihe von Diakoniegesetzen deutlich, doch oft fehlt es an Strukturen und finanziellen Ressourcen. Mit der Idee der Gemeinwesendiakonie kann konkret gezeigt werden, wie die Forderung nach einem stärkeren Engagement für den Sozialraum konkret unter Beweis gestellt werden kann. Diakonische Träger entdecken gerade auch deshalb ihr Interesse am Gemeinwesen, weil sie sich im und mit dem Gemeinwesen neue Ressourcen erschließen können. Dies betrifft aktuell vor allem die Entwicklung, die in diakonischen Unternehmen unter dem Schlagwort der „Konversion diakonischer Komplexeinrichtungen“ gefasst wird. Hier sind vor allem die Bestrebungen der Ambulantisierung und der Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe und der Psychiatrie zu nennen.

Daneben lassen sich weitere Bezüge zu gesellschaftsrelevanten Themen ausmachen, die auch Rückwirkung auf Kirche und Diakonie haben:

²⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Berlin 2007: 112.

²⁹ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 1984: 59-63.

³⁰ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 2007b: 43.

³¹ Ebd.: 62.

³² Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 2007a

- die Themen Pflege und Alter, die zunehmend unter der Perspektive des Gemeinwesens und der Stadtteilorientierung betrachtet werden³³,
- ein grundsätzliches Interesse an Fragen des Zusammenwohnens und Zusammenlebens³⁴,
- die zivilgesellschaftlichen Debatten zum Ehrenamt und bürgerschaftlichem Engagement.³⁵

³³ Vgl. Netzwerk Soziales neu gestalten 2009a.

³⁴ Als Einführung in dieses Thema sei auf den bemerkenswerten Jahresbericht des Diakonischen Werks Baden hingewiesen: LebensTräume, Jahresbericht 2008, Karlsruhe 2009.

³⁵ Vgl. beispielsweise den Engagementatlas 2009 oder die „Kölner Thesen zum Ehrenamt“, epd-Dokumentation 18-19/2009.

2 Die Studie „Gemeinwesendiakonie“

Das Forschungsprojekt Gemeinwesendiakonie am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD untersuchte das Feld der Gemeinwesendiakonie. Die Studie nimmt vor allem das Erfahrungswissen der beteiligten Akteure in den Blick. Sie bezieht sich also auf die Innenperspektive gemeinwesendiakonischer Projekte.

Gemeinwesendiakonie ist ein programmatischer Begriff (vgl. 1). Daher standen wir anfangs vor der Herausforderung, dass wir ein Feld erforschten, das noch nicht klar definiert ist. Aufgrund dessen haben wir die Studie relativ offen gestaltet, und uns so im Laufe des Untersuchungsprozesses immer mehr dem Begriff und auch der Praxis der Gemeinwesendiakonie nähern können. Um einen Zugang zum Feld gelingender gemeinwesendiakonischer Projekte zu bekommen, haben wir die Studie in drei methodischen Schritten durchgeführt.

Der erste Schritt war eine bundesweite Abfrage von November 2008 bis Januar 2009.³⁶ Diese Abfrage sollte es uns ermöglichen, eine Auswahl der sechs Untersuchungsstandorte treffen zu können. Zwei Kriterien waren für die Wahl der Standorte entscheidend: Das erste Kriterium setzte voraus, dass die institutionellen Akteure am Projektstandort aus dem Bereich der verfassten Kirche, der organisierten Diakonie und darüber hinaus aus dem sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Bereich kommen sollten. Und das zweite Kriterium bestand darin, dass eine gemeinwesenorientierte Ausrichtung bei den Standorten erkennbar sein sollte. Inhaltlich wurde die Gemeinwesenorientierung vorab nicht näher bestimmt und operationalisiert. An dieser Stelle genügt die Selbstdefinition der Befragten.

Nach der Abfrage erfolgte im zweiten und dritten Schritt der Studie die Untersuchung der sechs Standorte mittels qualitativer Methoden. Dieser Teil der Studie umfasste die Durchführung von Gruppendiskussionen, jeweils einer pro Standort. Kollektive Orientierung und Strukturen sind in den Diskussionen von zentraler Bedeutung, diese werden durch den Diskurs innerhalb der Gruppe repräsentiert.³⁷ Wir wollten vor allem, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ins Erzählen und Beschreiben kommen, um so einen Zugang zu ihrer Handlungspraxis zu bekommen.³⁸ Uns war es wichtig, dass die Befragten die Möglichkeit haben, das Thema in ihrer eigenen Sprache zu formulieren und zu entfalten. Die Gruppen umfassten fünf bis neun Teilnehmerinnen und Teilnehmer der aktiv Beteiligten.³⁹

³⁶ Von November 2008 bis Januar 2009 erfolgte eine bundesweite Abfrage unter dem Titel „*Suchet der Stadt Bestes!*“ Studie zu Erfolgsfaktoren in der Gemeinwesendiakonie: Modellprojekte gesucht. Dieser Abfragebogen diente dazu eine Auswahl der sechs Untersuchungsstandorte treffen zu können. Da es deutschlandweit keine organisierte Struktur der gemeinwesendiakonisch Tätigen gibt, musste die Verteilung über Fachkreise erfolgen. Der Fragebogen umfasste verschiedene Fragestellungen, unter anderem nach den Projektträgern, inhaltlichen Projektschwerpunkten, Laufzeiten, den zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und Personal, beteiligten Kooperationspartner und der Projektfinanzierung. Zudem hatten die Standorte die Möglichkeit sich in einem kleinen Absatz mit eigenen Worten darzustellen. Diese Fragen ermöglichten uns einen Einblick in die Aktivitäten der Projektstandorte. Der Rücklauf umfasste 92 Fragebögen, von denen wir 80 auswerten konnten und der die Grundlage für die Auswahl der sechs Modellprojekte darstellte.

³⁷ Vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2008: 106.

³⁸ Denn „allen offenen Verfahren ist gemeinsam, daß sie diejenigen, die Gegenstand der Forschung sind, die Strukturierung der Kommunikation im Rahmen des für die Untersuchung relevanten Themas so weit wie möglich überlassen, damit diese ihr Relevanzsystem und ihr kommunikatives Regelsystem entfalten können und auf diesem Wege die Unterschiede zum Relevanzsystem der Forschenden überhaupt erst erkennbar werden“ (Bohnsack 1999: 22).

³⁹ Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren unter anderem Hauptamtliche an den Standorten, Ehrenamtliche, Gemeindepfarrer und -pfarrerinnen, Kirchenvorstandsmitglieder, Mitarbeitende der Diakonie, Mitarbeitenden von Wohnungsbaugesellschaften etc.

Wir haben mit einer offenen Frage die Diskussionsrunde eröffnet. Dabei haben wir als Interviewer während der gesamten Diskussion eher eine zurückhaltende Rolle eingenommen.⁴⁰

Die Gruppendiskussionen wurden mit einem Tongerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert, das heißt in eine Textform überführt. Unsere Auswertung lehnt sich an ein von Thomas Leithäuser und Birgit Volmerg entwickeltes Verfahren an. Hierbei wird das Material der Gruppendiskussionen mit Hilfe von Kernsatzbildung verdichtet. Diese Kernsätze „bringen auf den Punkt, was [unter den Teilnehmern der Gruppendiskussion – Anm. vom Autor] besprochen wurde und schließen häufig eine Phase der Diskussion ab“.⁴¹ Es handelt sich hierbei um eine horizontale Form der Analyse, da die Kernsätze Gruppendiskussionen übergreifend gegenübergestellt und analysiert werden. Bestimmte Themenfelder aus allen Diskussionen können so einer ausführlicheren Betrachtung unterzogen werden. Die Kernsätze wurden dann noch einmal zu Themen bzw. Kategorien gebündelt. Dieses Verfahren wird damit „den hermeneutischen Prinzipien der Komplexität- und Kontexterhaltung gerecht“.⁴²

Im Laufe des Projektes erschien es uns noch sinnvoll, als zur Ergänzung und Vertiefung bestimmter Themenfelder, die wir schon herausgearbeitet haben, offene Leitfadeninterviews mit Expertinnen und Experten an den Standorten durchzuführen. Bei dieser Form des Interviews sind enger begrenzte Fragestellungen von Interesse, dennoch orientiert sich das Gespräch „primär an den inhaltlichen Relevanzstrukturen und kommunikativen Ordnungsmustern der Befragten“.⁴³ Die Daten aus den Leitfadeninterviews dienten als ergänzendes Material für unsere Analyse.

Der empirische Teil des Projektes erfolgte nach der Auswahl der sechs Standorte in Anlehnung an die Methodologie der Grounded Theory⁴⁴. Wichtiges Ziel der Grounded Theory ist es, während des Forschungsprozesses dem Forscher eine Hypothesenentwicklung zu ermöglichen. Dieses Verfahren erlaubte es uns, relevante und nicht relevante Punkte im Prozess herauszuarbeiten. „Theorie sollte [hierbei] also aus den Daten generiert werden, nicht bereits in Form fertiger Konzepte an diese herangetragen werden“.⁴⁵ Orientiert an Fragen die sich also am konkreten Stand der Theoriebildung im Projekt stellen, erfolgte dann die Auswahl weiterer Daten bzw. wurde die weitere Vorgehensweise unserer Untersuchung festgelegt.

⁴⁰ Unsere erste Frage lautete: „Wir interessieren uns für die Erfolgsfaktoren in der Zusammenarbeit von Kirche, Diakonie und weiteren Akteuren, am Beispiel von gemeinwesenorientierten Standorten. Erzählen Sie doch bitte, was Sie glauben, warum ihr Projekt gut funktioniert?“

⁴¹ Leithäuser/ Volmerg 1988: 245.

⁴² Ebd.: 244

⁴³ Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2008: 139.

⁴⁴ Die Methodologie der Grounded Theory ist auf Barney Glaser und Anselm Strauss in den 1960er Jahren zurückzuführen. Im Laufe der Jahre wurde die Methode unterschiedlich weiterentwickelt. Viele andere empirische Verfahren wurden von der G.T. angeregt (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2008: 184f).

⁴⁵ Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2008: 139.

3 Die strukturbildenden Faktoren in der Gemeinwesendiakonie: Aktivierungs-, Projekt- und Entrepreneurlogik

Was charakterisiert gemeinwesendiakonisches Engagement? Was beeinflusst die Gemeinwesendiakonie? Welche Faktoren beschreiben am besten ihre Struktur? Auf diese Fragen wollten wir mit dieser Studie Antworten finden.

Im Rahmen der Analyse der Einzelinterviews und Gruppendiskussionen haben sich drei grundlegende Handlungslogiken herausgebildet. Man könnte auch sagen: drei diskursive Muster. Um die folgenden drei Aspekte dreht sich die Gemeinwesendiakonie:

Da ist zunächst die naheliegende Handlungslogik der **Aktivierung**. Hier geht es vor allem um das Empowern, um das Befähigen – also um die klassischen Aspekte der Gemeinwesenarbeit. Potenziale und Ressourcen sollen im Stadtteil entdeckt und geweckt werden. Gemeinwesenarbeiter/innen aktivieren und mobilisieren die Bewohnerinnen und Bewohner im Stadtteil, um so langfristige Veränderungen zu bewirken.

In der Durchführung und Umsetzung der Angebote ist aber eine zweite Handlungslogik ausschlaggebend: Es ist die **Projektlogik**. Hier geht es um die Bewilligung von Förderanträgen, um das Einwerben von Geldern, um Stellenanteile, Raumnutzungen usw.

Schließlich konnten wir eine dritte bestimmende Logik entdecken, die die ersten beiden ergänzt, aber auch über sie hinausreicht: die **Unternehmerlogik**. Diese ist gekennzeichnet durch aktives Gestalten, Initiativität, die Lust Neues zu schaffen, Gestaltungswillen zu zeigen, Dinge anzutreiben und sie nach vorne zu bringen. Treffend wird dies mit einem englischen Begriff beschrieben, für den es keine gute deutsche Übersetzung gibt, dem *Entrepreneurship*. Entrepreneurship meint Unternehmertum. Allerdings wird dieser Begriff im Deutschen anders verstanden. Schnell denkt man an große, börsennotierte Konzerne, und im kirchlichen Bereich kommen einem sicherlich sofort die großen diakonischen Unternehmen in den Sinn. Der Begriff des Entrepreneurships, des Unternehmertums, meint aber etwas anderes.

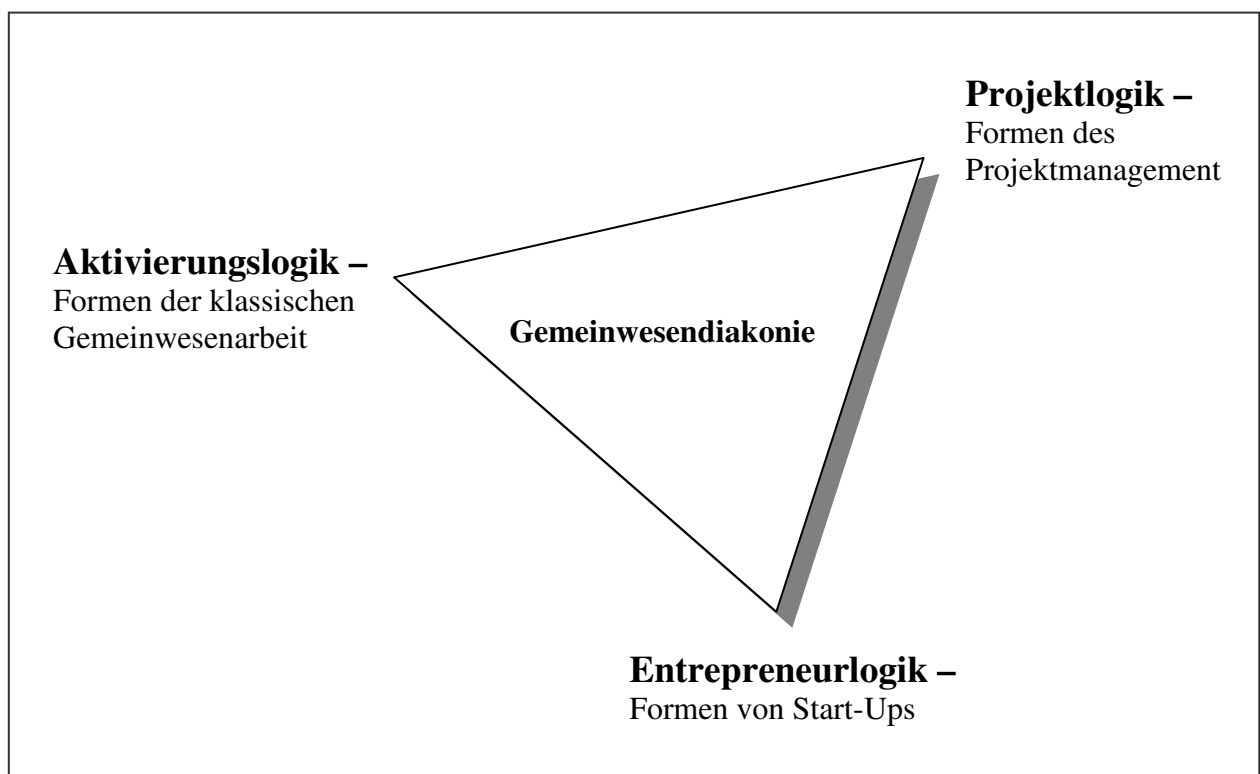
Unternehmerisches Handeln bedeutet im Kern, gestaltend tätig zu sein, Neues zu ermöglichen, die Initiative zu ergreifen. Das unternehmerische Handeln setzt „die Fähigkeit und Bereitschaft zur ständigen Anpassung an neue Gegebenheiten voraus und bildet somit das Gegenteil eines strukturkonservativen Bewahrens“, so betont es die Evangelische Denkschrift zum unternehmerischen Handeln.⁴⁶ Der Unternehmergeist versetzt in die Lage, neue Wege zu finden, um Ressourcen zu erschließen und (neu) zu kombinieren. Dabei möchte er etwas Langfristiges, Nachhaltiges kreieren. Der Unternehmer oder Entrepreneur ist in der Lage, an die von ihm erkannten Chancen und seine Kreativität unternehmerisches und planerisches Handeln anzukoppeln.

Natürlich wollen sich auch Institutionen Innovationen öffnen. Allerdings wird in institutioneller Logik die Innovation eher ‚verordnet‘ als gefördert. Querdenkertum, das immer auch Voraussetzung für Innovation ist, wird vom System nicht belohnt. Deshalb bedarf die Idee des Entrepreneurships gerade im sozialen Bereich eines verschärften Blicks. Dies bedeutet dann, vor allem die (hauptamtlichen) Kräfte zu fördern und zu unterstützen, die bereits in diesem Geiste tätig sind. Sie – und nicht so sehr strategische Konzepte, finanzielle Förderprogramme oder zivilgesellschaftliche Programmatiken – sind das Potenzial einer

⁴⁶ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 2008: 25.

Gemeinwesendiakonie. Eine solche Kultur des Unternehmerischen kann sich nämlich gerade auch auf Menschen aus dem sozialen Bereich beziehen. Es gibt viele Gestalter, die gerade nicht „in der Welt der Wirtschaft [...] für sich Handlungschancen sahen“.⁴⁷

Die Aktivierungslogik, die Projektlogik und die Gestaltungs- bzw. Unternehmerlogik wirken in der Gemeinwesendiakonie gleichzeitig und überschneiden sich. Sämtliche Handlungen und Entscheidungen gemeinwesendiakonischer Aktivitäten können unseres Erachtens auf diese drei Logiken zurückgeführt und mit ihnen beschrieben werden. Dabei markieren sie auch eine historische Entwicklung. Die Aktivierungslogik wird spätestens seit den 1970er Jahren in der klassischen Gemeinwesenarbeit diskutiert. Die Projektlogik ist seit den 1990er Jahren zunehmend dominierend in der sozialen Arbeit, sei es bei der Akquirierung von Fördermitteln („Projektförderung“), Besetzung von Stellen („Projektmitarbeiter“) oder der Durchführung der eigentlichen Sozialarbeit („Projektarbeit“). Relativ neu erscheint hingegen die Art und Weise, wie Gestaltungskraft, Initiative und Erfolgswille erforderlich sind – also das, was wir als Entrepreneurlogik bezeichnen.



Im Folgenden sollen anhand von einigen Interviewausschnitten und Kernsätzen aus den Gruppendiskussionen diese drei Logiken beispielhaft veranschaulicht werden.

Die **Aktivierungslogik** wird in allen Gruppendiskussionen thematisiert. Etwa im Zusammenhang mit der Beziehungsarbeit zu den Menschen im Quartier, mit dem Entdecken ihrer Fähigkeiten und dem Erkunden ihrer Bedürfnisse. An einem Standort wurde bewusst auf die Methode der aktivierenden Befragung zurückgegriffen, um die Bewohnerinnen und Bewohner einzubinden und so einen Zugang zu den Bedürfnissen im Stadtteil zu bekommen.

⁴⁷ Faltin 2006: 56.

Teilnehmer: „Ich weiß damals, also von der Gemeinde her, wurden Leute aufmerksam: Was machen die denn, was ist das eigentlich, eine aktivierende Befragung? [...] Sogar vom Caritas-Verband her war da eben Interesse, weil so was relativ selten war, weil viel zu aufwendig und alles und überhaupt. Das war meines Erachtens auch ein ganz wichtiger Schritt und auch ein Signal in das Viertel hier rein: [...] Nicht unsere Ideen sind uns wichtig, natürlich auch irgendwie, sondern Ihr seid uns wichtig und wir möchten Euch eigentlich ermutigen, Euer Viertel hier mit zu gestalten und die Dinge in die Hand zu nehmen und dabei unterstützen wir Euch. So in diesem Sinne und ich denk, das war auch ganz, ganz wichtig.“ (Zitat aus einer Gruppendiskussion).

In der Gruppendiskussion eines anderen Standortes wird der sich entwickelnde Prozess der Aktivierung beschrieben:

Teilnehmer: „Es gab ja ganz viele vorherige Sachen, wo die Leute eine Anlaufstelle hatten. Die Sozialberatung find ich auch im Nachhinein sehr wichtig. Also das war auch der Großteil an Arbeit am Anfang. Dadurch merkten die Leute auch im Stadtteil: Kirche tut was ganz Handfestes für uns. Und so langsam kam das dann auch mit den Ehrenamtlichen. Die Leute kamen und sagten, wir möchten auch was mitmachen, also die Fähigkeiten mit einbringen. Wir haben hier ja auch Kulturarbeit gemacht. Also es waren ja jetzt nicht nur diakonische Projekte, wo sie sich alle einbrachten, sondern sie wollten Kulturarbeit im Stadtteil.“ (Zitat aus einer Gruppendiskussion)

Es bedarf der Aufmerksamkeit gegenüber der Bewohnerinnen und Bewohner in einem Stadtteil. So klagt eine hauptamtlich Tätige: „Wir gehen eigentlich viel zu wenig raus. Wir müssten noch mehr auf die Straße und viel mehr in die Wohnungen gehen. Wenn ich in die Wohnungen gehe, sind die Leute völlig anders: dann haben die ganz andere Ideen, Lösungsansätze und Selbstbewusstsein.“ Die Fähigkeiten, die die Bewohnerinnen und Bewohner mitbringen, sollen auch wirklich genutzt werden. Dies erfordert eine besondere Form der Beziehungsarbeit.

Die **Projektlogik** kommt vor allem dann zum Tragen, wenn es um die Rahmenbedingungen der Gemeinwesendiakonie geht. Projekte sind plan- und kalkulierbar. Neue Strukturen lassen sich entwickeln und bestehende können erweitert und ausgebaut werden, denn in Projekten ist das Risiko meist kalkulierbar. „Das Projekt war überschaubar“, ist eine typische Aussage. Innerhalb dieser Logik werden dann Entscheidungen und Bewertungen oft auf finanzielle Aspekte reduziert. So berichtet ein beteiligter Pfarrer: „Krisenpunkte gab es nachdem die Finanzierung gestanden hat eigentlich nicht.“

Ein anderer Aspekt der Projektlogik ist ihre Abgeschlossenheit und zeitliche Befristung. Dadurch werden Prozesse untergliedert, einzelne Vorhaben und Teilprojekte können abgeschlossen werden. Das Denken und Handeln in Projekten kann so auch wieder Kraft und Energie geben, um die Arbeit im Stadtteil weiterzuführen und sich von Rückschlägen nicht zurückwerfen zu lassen: „Wenn das Kunstprojekt nicht passiert wäre, glaube ich, hätte ich irgendwann aufgegeben. Aber dieses Projekt hat uns wieder Kraft gegeben.“

In allen Gruppendiskussionen und Interviews ließen sich solche Aktivierungs- und Projektdiskurse finden. Aber dies allein reichte noch nicht, um das gemeinwesendiakonische Engagement hinreichend zu beschreiben und zu erklären. Dies gelingt erst, wenn ein drittes Muster hinzukommt, das des unternehmerischen Handelns. Umschrieben wird der unternehmerische Handlungstyp von den Gesprächsteilnehmern zum Beispiel als „erfindungsreich“, „bissig“ und „kreativ“.

Der Entrepreneur ist in der Lage, bestimmte Chancen zu sehen und sie auch zu ergreifen. „Wir haben mit vielen Sachen einfach angefangen, ohne dass sie auf sicheren finanziellen Füßen standen. Man muss einfach anfangen und nicht darauf warten, bis eine Entscheidung fällt. Man muss wirklich den Mut haben, einfach ‚Los!‘ und fertig, und schneller zu sein als die Strukturen.“ Ein Teilnehmer berichtet: „Mit der GmbH ist das ja auch ein gewisses Risiko, was wir hier alle gerade eingehen. Denn die Geschichte muss sich rechnen, Tatsache ist, dass wir Erfolg haben müssen“. Zur Haltung des Entrepreneurs gehört es, bei Schwierigkeiten hartnäckig zu bleiben und sie kreativ zu überwinden.⁴⁸ Er besitzt er die Fähigkeit, aus kleinen Anfängen viel zu machen. Geringe Ressourcen kann er effizient nutzen. Dazu bindet er andere Akteure mit ein und arbeitet mit ihnen zusammen.⁴⁹

„Also, wenn ich mich an die Anfänge zurückerinnere, dann weiß ich, dass wir gesagt haben: Es hängt auf der einen Seite wirklich auch ein Stück von der Person ab, die wir dafür finden, das ist ein wichtiger Gesichtspunkt. Und zum anderen, das bisschen, was wir damals an Ressourcen hatten, war nicht viel. Das waren ein Büro, ein Telefon und ein bisschen Geld, das die Pröpstin locker gemacht hatte.“ (Zitat aus Gruppendiskussion)

⁴⁸ Vgl. Jacobsen 2003: 36.

⁴⁹ Vgl. Dess 2001: 5.

4 Ergebnisse der Studie

4.1 Die Grundidee: Gemeinwesenorientierung und Stadtteilbezug

Worin besteht die Gemeinwesen- bzw. Stadtteilorientierung?⁵⁰ Am deutlichsten zeigt sich eine Stadtteilorientierung in dem Quartiersbezug der beteiligten institutionellen Akteure, aber auch in der Verantwortung für den Stadtteil. Einige unserer Gesprächspartner formulieren, dass sie über die konkreten Organisationsziele der Einrichtungen hinaus auch grundsätzlich eine Verantwortung für den Stadtteil tragen. Ein Gesprächspartner betonte so auch explizit den Gedanken, dass das von ihm mitinitiierte Projekt ein Beitrag zur Stadt(teil)entwicklung darstelle. Das erfolgreiche Bemühen an zwei Standorten um eine Verbesserung der Anbindung an den Öffentlichen Personennahverkehr stellt beispielsweise solch einen Beitrag zur Stadtentwicklung dar.

Vorteile der Stadtteilorientierung

Worin liegen für die beteiligten Akteure die konkreten Vorteile, wenn sie sich stadtteilorientiert ausrichten? Die Antworten der Gesprächspartner sind in diesem Punkt ähnlich. Sie können zu vier Aspekten zusammengefasst werden: Stadtteilorientierung kann zu einem Realitätsbezug führen, sie kann das Arbeiten erleichtern, neue Ressourcen erschließen und auch zur besseren Umsetzung der eigentlichen Aufträge der institutionellen Akteure beitragen.

Die Gemeinwesenorientierung führt zu einem Realitätsbezug des kirchlich-diakonischen Engagements: „Die Kirchengemeinde ist im 21. Jahrhundert angekommen. Und sie ist in der östlichen Innenstadt angekommen.“

Gemeinwesenorientierung stellt nicht nur einen – oft vermuteten – Mehraufwand dar, sie erleichtert auch das Arbeiten der beteiligten Akteure. Zum Beispiel: „Im Stadtteil gibt es kurze Wege. Darüber klappen die Absprachen“.

Die stadtteilbezogenen Kooperationen können nach einer Zeit selbst zu einer Ressource werden: „Durch die Stadtteiltrunde ist ein Netzwerk entstanden, auf das man gut zurückgreifen kann. Wir kennen alle Partner im Stadtteil. Da ist eine Menge gewachsen.“

Schließlich kann die Sozialarbeit ihr Potenzial auch gerade durch eine Gemeinwesenorientierung entfalten. So wird an einem Standort der Sozialarbeiter als „Verbindungsmann im Quartier zu den Beratungsangeboten“ gesehen. Erst aufgrund der Verbindung von Quartier und Hilfsangebot kann die Beratungsstelle in dem Viertel ihrem eigentlichen Auftrag nachkommen: „Man geht Gott sei Dank in der Sozialarbeit wieder weg von der Komm-Struktur. Viele Menschen würden eher im Boden versinken, als sich selbst Hilfe zu holen“.

⁵⁰ Der Begriff Gemeinwesenorientierung beschreibt die Öffnung zum Gemeinwesen hin, unabhängig davon, ob es sich bei dem Gemeinwesen um einen städtischen oder ländlichen Raum handelt. Die von uns besuchten Projektstandorte befinden sich alle in Städten (zwischen 45.000 und 1.775.000 Einwohnern), daher sprachen die Gesprächspartner in der Regel von einer Stadtteilorientierung und nutzten nicht den abstrakten Begriff der Gemeinwesenorientierung. In der Fachdiskussion werden beide Begriffe auch synonym verwendet, sofern es sich tatsächlich um städtische Kontexte handelt.

Wie kann eine Stadtteilorientierung gelingen?

Was muss beachtet werden, damit eine Stadtteilorientierung gelingen kann? Wie können die beschriebenen Vorteile zur Geltung kommen? Die folgenden Erfahrungen wurden in den Gesprächen besonders betont:

- Das Engagement im Quartier geht über die eigentlichen Aufgaben hinaus, für die die hauptamtlichen Mitarbeiter/innen angestellt sind,
- der Stadtteilbezug muss einen praktischen Nutzen aufweisen,
- die institutionellen Akteure müssen sensibel sein für die bereits bestehenden Aktivitäten und Angebote im Stadtteil,
- unspezialisierte Beratungsangebote sind von hoher Bedeutung, sie sind das Tor zum Stadtteil.

Das Engagement im Quartier geht oft über die Zuständigkeiten der hauptamtlichen Mitarbeiter der Kooperationspartner hinaus: „Wir machen nicht nur Kita-Arbeit, sondern viele Sachen, die eigentlich nicht so klare Erzieherinnen-Aufgaben sind. Ich denke, da findet schon eine stärkere Vernetzung im Stadtteil statt. Gerade das ist so eine Erfolgsspur.“

In einer Gruppendiskussion wurde betont, dass an dem Standort die Kirche „etwas ganz Handfestes für die Leute im Stadtteil“ tut. Nach und nach äußerten die Menschen aus dem Stadtteil: „Wir möchten auch mitmachen, unsere Fähigkeiten einbringen, nicht nur auf der karitativen Ebene.“ Die Menschen, die sich gern engagieren, suchen zuerst eine Möglichkeit vor Ort. Ihnen ist wichtig, dass das Engagement nicht nur auf „Karitatives“ beschränkt bleibt.

Des Weiteren müssen die kirchlichen und diakonischen Akteure ein Feingefühl für bereits bestehende Gefüge haben: „Wichtig ist dass man schaut und sensibel ist für Aktivitäten, die im Viertel schon da sind.“ Man ist schließlich „integriert in ein Gesamtgefüge, das sich über Jahre entwickelt hat. Das bedeutet, dass man sich in einer Struktur bewegt, die bereits besteht und in der es natürlich bereits etliche Angebote gibt.“ Diese führte dann zu der Erkenntnis: „Wir müssen erstmal gucken, was schon da ist und wo der Bedarf ist. Das ist eine Sache, die wir erst trainieren müssen.“

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass bislang keine systematische Bedarfsanalyse zum Standardrepertoire des gemeinwesendiakonischen Engagements gehörte. Lediglich an einem der sechs Standorte wurde eine solche Analyse durchgeführt. Die Frage nach dem Bedarf ist aber an allen Standorten Gegenstand der Reflexion, allerdings intuitiv und „aus dem Bauch heraus“. Die Bedürfnisse der Bewohner scheinen grundsätzlich klar zu sein: „Man sieht den Bedarf – und der ist aufgrund der Situation in unserer Stadt offensichtlich.“

Außerdem wird aufgrund von Erfahrungen auf den Bedarf zurück geschlossen: „Wir haben keine Bedarfsanalyse gemacht, aber es gab früher eine Diakonisse, die sich um die Kinder im Stadtteil kümmerte. Das heißt, einen Teil der Arbeit hatte es bereits gegeben. So haben wir auf den Bedarf zurück geschlossen.“ Daher erklärt sich auch die Äußerung in einer Gruppendiskussion eines Experten, der sich wünscht, „dass das, was passiert, auch wirklich am Bedarf orientiert ist.“

Es ist allerdings erstaunlich, warum nicht auf Möglichkeiten der Bedarfserhebung zurückgegriffen wurde, zumal dies auch mit verhältnismäßig unaufwendigen Verfahren möglich ist. Gründe können nur vermutet werden: Zum einen entwickelt sich das

gemeinwesendiakonische Engagement aus etablierten institutionalisierten Hilfe- und Angebotsformen heraus (regionales Diakonisches Werk, Kirchengemeinde etc.), bei denen die Hilfsangebote oder der Angebotscharakter im Vordergrund stehen. Zum anderen haben Kirche und Diakonie über Jahrhunderte eine Kultur entwickelt, die nicht immer vom Willen des Gegenübers geprägt war. Dies wirkt nach.

An einem Standort wurde jedoch eine Bedarfsanalyse durchgeführt. Diese Befragung liegt mehrere Jahre zurück, zeigt aber noch immer Wirkung. Sie wird gar als „Wendepunkt“ für den Stadtteil bezeichnet: „Da hat sich ein Schalter umgelegt. Da ist ein Bewusstseinswandel erfolgt, von dem noch heute alle Einrichtungen hier profitieren.“ Eine Gesprächspartnerin betont: „Der Clou an der aktivierenden Befragung ist ja, dass sie zwei Aspekte hat: einmal geht es um Analyse und zum anderen um Aktivierung“.

Alltägliche Anliegen

Von spezialisierten Hilfsangeboten grenzen sich die Beteiligten in der Gemeinwesendiakonie bewusst ab. Einerseits, weil ihnen hier die entsprechenden Kompetenzen fehlen, andererseits weil eine Gemeinwesenorientierung für spezialisierte Hilfsangebote als ungeeignet gesehen wird. Zielgruppenspezifische Angebote werden sogar grundlegend problematisiert: „Themen wie Sucht oder Schulden gehören nicht in den Stadtteil.“ Die sechs Standorte wollen folglich auch keine spezialisierten Hilfsangebote etablieren: „Wichtig für unser Angebot ist es, dass es nicht so spezialisiert ist.“

Stattdessen wird die allgemeine, unspezialisierte Beratung immer wieder als wichtig und förderlich betont: „Um in der Gemeinde und bei den Leuten einen Fuß auf den Boden zu kriegen, war die Sozialberatung ganz wichtig.“ Eine Sozialarbeiterin betont: „So ein Basisangebot der Sozialberatung ist einfach gut. Wir brauchen niederschwellige Angebote für Leute, die sonst durch jegliches Beratungsraster fallen.“

Dass sich im Quartier vor allem die „elementaren Vorgänge des Alltagslebens“ abspielen ist kein neuer Gesichtspunkt.⁵¹ Aber gerade die gemeinwesendiakonischen Standorte greifen diese Erkenntnis bewusst auf. In der Gemeinwesendiakonie geht es vor allem um die alltäglichen Anliegen. Sie hat ihren eindeutigen Schwerpunkt in der Daseinsbewältigung. Die allgemeine, unspezialisierte Beratung wird immer wieder als einer der Ankerpunkte der gemeinwesendiakonischen Aktivitäten genannt. Dies scheint wesentlich zum Erfolg in der Gemeinwesendiakonie beizutragen.

Dies wird auch durch unsere Abfrage gestützt.⁵² In der Abfrage zeigte sich, dass mehr als die Hälfte der befragten Projekte (N=80) einen Schwerpunkt im Bereich Begegnung, Kommunikation und Freizeitgestaltung im Quartier (57) aufweisen. Des Weiteren wird Alltagsbewältigung benachteiligter Bewohner im Quartier (53) genannt und mit immerhin noch über einem Drittel der Nennungen die Grundversorgung benachteiligter Bewohner des Quartiers (29).

Daraus lässt sich folgern, dass die Chance gemeinwesenorientierten Arbeitens in einem zielgruppenübergreifenden Ansatz liegt. Die Standorte orientieren sich nicht an konkreten Hilfsangeboten und deren spezifischen Klientel, sondern an „Säulen“ und „Schwerpunkten“.

⁵¹ vgl. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 1984: 53.

⁵² Die Formulierungen in der Abfrage zur inhaltlichen Ausrichtung orientierten sich nicht an klassische Zielgruppen, sondern an thematischen Schwerpunkten. Die angegebenen Zahlen sind absolute Zahlen.

Diese Säulen oder Schwerpunkte sind beispielsweise: Jugend, Familie, Nachbarschaft, Kontakt unter den Generationen, Selbsthilfe oder auch diakonischer Gemeindeaufbau.

Heilende Funktion für die Stadt?

Teilnahme und Engagement der Menschen im Viertel wird durch eine gemeinwesenorientierte Arbeit oft erleichtert. Das bestätigen die Gespräche an den sechs Standorten. Die Menschen, die kommen und sich oft auch selbst einbringen, haben die Gelegenheit „wieder anzudocken, ohne dass sie gleich verbindlich dazugehören müssen“. Gerade dies erleichtert es ihnen, sich einbringen zu können. Betont wird in diesem Zusammenhang außerdem, dass dieses „Andocken“ möglich ist, ohne dass die Menschen „gleich in einem staatlichen Programm gefangen sind“. Das Einfach-Dabeisein-Können ist ein zentraler Faktor gemeinwesenorientierter Arbeit. Staatliche Leistungen und Programme hingegen setzen in der Regel bei klar definierten Zielgruppen an und erfordern als Einlass nicht selten eine „Diagnose“.

Eine Ehrenamtliche erzählt: „Hier kann, aber hier muss ich nicht. Hier kann ich meine Tasse Kaffee trinken und nur mal gucken. Also, das ist wirklich ein Teil von Atmosphäre.“ Da dieser Wunsch auch besonders von der Kirchengemeinde getragen wird, kann vermutet werden, dass das Gemeindehaus so etwas eben nicht leistet.

Es geht also um ein Dabeisein-Können, um ein Andocken-Können, um die Wahrnehmung der Menschen als Quartierbewohner. Vielleicht erfüllt sich hiermit das, was der amerikanische Theologe Harvey Cox Mitte der 1960er-Jahre in seinem Klassiker der Stadt-Theologie forderte, nämlich dass die Kirche eine heilende Funktion für die Stadt habe.⁵³ In diesem Sinne kann auch die Äußerung einer Gesprächspartnerin verstanden werden: „Die Menschen vor Ort haben sich einfach wieder wahrgenommen gefühlt und sie haben sich tatsächlich auch darauf eingelassen.“

⁵³ Cox 1967: 148.

4.2 Der Prozessverlauf: Entstehung und Entwicklung

Wie kommen Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen dazu, sich gemeinwesendiakonisch zu engagieren? Manche Kirchengemeinden verstehen sich als selbstverständlicher Teil des Gemeinwesens. Darüber hinaus gibt es Kirchengemeinden, die ihre Rolle als Mobilisierer des Gemeinwesens sehen. Kirchengemeinden können aber auch einen eher zurückhaltenden oder unambitionierten Bezug zum Gemeinwesen aufweisen. Gemeinden, die sich dann trotzdem zu einem Engagement im Gemeinwesen entschließen, sind oft „ins Gemeinwesen genötigt“ worden.⁵⁴

Innerhalb der organisierten Diakonie ist ein deutliches Interesse am Gemeinwesen zu beobachten. Auch hier sind die Motive der diakonischen Einrichtungen eng verbunden mit dem eigenen Selbstverständnis. Das Interesse reicht von dem Zugang zu neuen Ressourcen, die das Gemeinwesen bereitstellt, über die Sicherung von Konkurrenzvorteilen bis hin zu dem Wunsch, durch eine Stadtteilorientierung effektiver Arbeiten zu können.

Warum gemeinwesendiakonische Projekte?

Es fällt auf, dass vor allem die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und Gebäude eine besondere Rolle bei der Entstehung gemeinwesendiakonischer Ansätze spielen. An einem Standort wird die besondere Gelegenheit betont, die ein vorhandenes, aber umzugestaltendes Gebäude bietet und zu neuen Möglichkeiten herausfordert: „Unser wesentlicher Erfolgsfaktor ist: Da war ein Gebäude mit einer besonderen räumlichen Struktur.“ An einem anderen Standort wird im Gegensatz dazu die Notwendigkeit und der Zwang zum Handeln betont: „Das Gebäude war da und musste nun anders genutzt werden, um es überhaupt erhalten zu können.“

Am Thema der Gebäudenutzung werden zwei zu unterscheidende Anstöße deutlich, die sich an allen Standorten zeigten: günstige Gelegenheiten und zwingende Notwendigkeiten. Bei der zwingenden Notwendigkeit, die vor allem Kirchengemeinden zum Handeln nötigen, geben oft Personalentscheidungen den entscheidenden Anlass: „Die Pfarrstelle wurde nicht wieder neu besetzt, parallel dazu gab es die neu gebaute Kirche und die Gemeinde musste das Gebäude selbst verwalten.“

Der Entwicklungsverlauf

Nach dem Anstoß, gemeinwesendiakonisch aktiv zu werden, braucht es vor allem Mut zum langfristigen gemeinwesendiakonischen Engagement. Vieles ist im Vorfeld nicht absehbar. Fast alle Gesprächspartner betonen, dass das gemeinwesendiakonische Engagement besonders in einem Sich-auf-den-Weg-Machen besteht: „Wir haben mit vielen Sachen einfach angefangen, ohne dass sie auf sicheren finanziellen Füßen standen. Man muss einfach anfangen und nicht darauf warten, bis eine Entscheidung fällt.“

Erst im Laufe des Prozesses haben sich thematische Schwerpunkte entwickelt. „Man muss schauen, wo sich Trampelpfade ergeben. Dann kann man eine Straße daraus bauen“, betont ein Gesprächspartner im Interview. Im Bereich der organisierten Diakonie entstehen Projekte meist durch die Vorgabe eines Förderprogramms oder aufgrund einer vorab definierten

⁵⁴ Diakonisches Werk der EKD 2007b: 23-24.

Zielgruppe. Hiervon unterscheidet sich die Vorgehensweise der gemeinwesendiakonischen Projekte deutlich. Gemeinwesendiakonische Projekte setzen immer konkret bei den Problemen vor Ort an. Wesentlich sind hier Pragmatismus und Erfolgsorientierung: „Da sind Ideen ins Spiel gebracht worden, die geprüft wurden. Es kam dann das heraus, was am ehesten Erfolg verspricht und unserem Auftrag entspricht.“

Gemeinwesendiakonie als strategischer Prozess

Kennzeichnend für das gemeinwesendiakonische Engagement ist es, dass es sich aus einem strategischen Interesse heraus entwickelt. Ausschlaggebend war fast immer die Leitungsebene der beteiligten kirchlichen und diakonischen Akteure. Auf die Kirchengemeinden bezogen heißt das, dass die Projekte nicht an der Basis entstanden sind: „Es ist kein Projekt, das aus der Basis herausgewachsen ist, sondern in den Köpfen weniger Menschen entstanden ist.“ Kirchlicherseits spielt dabei vor allem die mittlere Ebene (Kirchenkreis bzw. Dekanate) eine bedeutende Rolle. „Im Grunde ist das in erster Linie auch eine kirchenpolitische Strategie, ein kirchenpolitisches Handeln. Das Projekt passt da gut rein, ist aber nicht der Ausgangspunkt gewesen.“

Für die Rolle des Diakonischen Werkes in diesem Prozess formuliert ein Gesprächspartner: „Was wir hier machen, kann nicht mit basisdemokratischen Initiativen betrieben werden. Es ist eine strategische Führungsaufgabe. Natürlich muss ich dann die Menschen basisdemokratisch mitnehmen.“

Am Anfang des strategischen Prozesses stand bei den „Machern“ oftmals die Einsicht, dass bisherige Wege nicht immer erfolgreich waren: „Traditionelle Gemeindegarbeit hat es nicht geschafft, starke Beziehungen am Lebensort der Menschen zu bauen.“ Die sozialen und interreligiösen Herausforderungen sind so groß, da funktionieren die normalen kirchlichen Strategien nicht mehr. Ein Gesprächspartner in kirchlicher Leitungsverantwortung befand: „Wir brauchen eine eigene Antwort auf all’ diese Probleme.“ Gemeinwesenorientierung kann hier ein Weg sein. Sie ist eine gute Strategie für Kirchengemeinden, weil sich durch sie neue Zugänge zu den Menschen im Stadtviertel ergeben und neue Ressourcen erschlossen werden können.

Das entscheidende Moment: Die Gestaltungskraft der Macher und Vorantreiber

Entscheidend für das Gelingen der Gemeinwesendiakonie an den von uns untersuchten Standorten sind die „Vorantreiber“ der Idee. Alle Projekte weisen klar identifizierbare Vorantreiber auf, teilweise waren es auch zwei oder drei Personen, die das Projekt gemeinsam zu ihrem Anliegen gemacht haben. Diese Personen verfügen über Glaubwürdigkeit und Durchsetzungsvermögen. Dabei kann man zwei Arten von Vorantreibern unterscheiden: zum einen diejenigen auf strategischer Ebene, also im Vorfeld der Entstehung des Projekts, zum anderen diejenigen auf der operativen Ebene, die das gemeinwesendiakonische Engagement mit Leben füllen.

In der Innovationsforschung hat sich diesbezüglich das so genannte Promotorenmodell etabliert.⁵⁵ Mittlerweile gibt es unterschiedliche Varianten dieses Modells. Grundlegend ist

⁵⁵ Witte 1973.

die Unterscheidung von „Machtpromotoren“ und „Fachpromotoren“.⁵⁶ Dies entspricht auch unserer Unterscheidung von Vorantreibern auf strategischer und operativer Ebene.

Die Machtpromotoren sind zunächst einmal die Ideengeber. Ihre Aufgabe ist es, ihre Idee gegen Widerstände weiter zu entwickeln. Dabei engagieren sie sich über ihr eigentliches Hauptaufgabenfeld hinaus. Die Machtpromotoren sorgen dafür, die Prozesse immer wieder anzustoßen. Für das Gelingen ist entscheidend, dass diese Projekte wirklich gewollt sind.

Hierzu ein Beispiel aus einer Gruppendiskussion: „Herr C war der Vorantreiber und Macher. Das war sein Ding. Er hat die grundsätzliche Richtung vorgegeben. Er hatte die Idee, er gestaltete die Beziehungen, und er hatte letztlich auch die Macht [...] Er war nicht nur Ideengeber, sondern auch Integrationsfigur. Außerdem war er jemand, der auch mal bestimmen konnte [...]. Er hat einfach die Idee und die Vorstellung gehabt, dass das Projekt entstehen soll und dafür auch die Menschen gut mitnehmen können.“

Neben diesen Personen muss es jemanden geben, der nach der strategischen Anbahnung der Kooperation diese auch mit Leben füllt. Dies sind in dem Promotorenmodell die so genannten Fachpromotoren. An unseren Standorten entspricht dies den hauptamtlichen Mitarbeitern. Durch ihr spezifisches Wissen und Können fördern sie das Gelingen. Wichtig sind ihre Erfahrungen, ihre Professionalität und die Kontinuität ihres Wirkens.

An allen Standorten finden sich ähnliche Aussagen dazu: „Es braucht jemand mit Antrieb, mit langem Atem. Frau D. hat uns immer wieder an den Tisch gebracht.“ Oder: „Es kommt ja auch auf die Person drauf an, und als Frau E. vom Diakonischen Werk kam, hat es einfach einen Sprung nach vorn gegeben.“ Auch außerhalb von Kirche und Diakonie wird dies wahrgenommen. Eine Gesprächspartnerin, die bei der Kommune angestellt ist, stellte fest: „Als der Herr F. kam, passierte in der Kirche etwas. Sie haben jetzt wirklich die Menschen vor Ort erreicht. Wenn Herr F. mit seiner Familie nicht wäre, würde hier vieles nicht klappen.“

Den hauptamtlichen Mitarbeitenden kommt also eine unverzichtbare Rolle zu. Es wird daher kaum möglich sein, dass sich gemeinwesendiakonisches Engagement ausschließlich ehrenamtlich weiterführen lässt. Die Vorstellung, dass es nur eines geeigneten Rahmens bedarf und dass die Rolle der Hauptamtlichen hauptsächlich darin liegt, moderierend Ehrenamtliche zu begleiten, erscheint uns daher recht naiv. Ohne Hauptamtliche geht es nicht. Sie sind Gestalter und nicht bloß Moderatoren des Projekts.⁵⁷

⁵⁶ Hauschildt ergänzt das Modell um einen Prozesspromotor (Hauschildt 1997). Teilweise wird auch ein weiterer Beziehungspromotor genannt.

⁵⁷ Ähnlich betont auch Heinrich Grosse in seiner Studie über armutsorientierte Gemeinden die „unverzichtbare Rolle der beruflichen Mitarbeiter/innen als Unterstützer, Motoren und Initiatoren“ (Grosse 2007: 18).

4.3 Die Gestaltung der Kooperationen

„Immer gewünscht, selten praktiziert und oftmals ohne Erfolg, so könnte man die bisherige Praxis der Kooperation und Vernetzung von Institutionen in aller Kürze bilanzieren“.

Kooperationen sind mit positiven Erwartungen überladen und zugleich mit manigfaltigen Umsetzungsproblemen verknüpft.⁵⁸

Es stellt sich daher die Frage, wie Kooperationen im Bereich der Gemeinwesendiakonie gelingen können. Die praxisorientierte (Projekt-)Managementliteratur hält eine ganze Reihe von Erfolgsfaktoren bereit, die sich auch in Projektberichten aus dem sozialen, diakonischen und kirchlichen Bereich wiederfinden.⁵⁹ Genannt werden unter anderem Verbindlichkeit, Vertrauen, Machtbalance, klare Kommunikationsabläufe, Austausch und Information, Transparenz, Konfliktfähigkeit, Kompromissbereitschaft etc. Diese Liste ließe sich sicherlich noch beliebig fortsetzen. Sie ist nicht falsch, aber sie erscheint uns zu allgemeingültig, zu (projekt-)politisch korrekt.

Wir sind bei der Studie immer wieder auf folgende zentrale Faktoren gestoßen, die die Kooperationen wahrscheinlich am deutlichsten positiv beeinflussen:

- die gemeinsamen Vorerfahrungen der beteiligten Akteure,
- eine ausgeprägte Gestaltungskraft der handelnden Personen,
- der Wille zur Kooperation auf leitender Ebene,
- eine Win-Win-Situation für die jeweiligen institutionellen Akteure,
- die Vermeidung von Konkurrenzen unter den verschiedenen Trägern und schließlich
- ein konkreter Handlungsbezug des Projektes.

Von früheren Erfahrungen profitieren

In Bezug auf die Zusammenarbeit haben wir festgestellt, dass bei allen Standorten im Vorfeld bereits Kooperationen zwischen (einem Teil der) beteiligten Akteuren existierten. Oft hat man bereits in kleineren Projekten zusammen gearbeitet und hatte nun das Vertrauen, auch langfristige und strategische Kooperationen einzugehen. „Das Diakonische Werk, die Leitung des Kirchenkreises und die Gemeinde kannten sich, man hatte schon Erfahrung miteinander und konnte daher relativ schnell loslegen.“ Oder: „Durch die guten Erfahrungen des Miteinanders und der Nachbarschaft lag es für die Kirchengemeinde auf der Hand, mit dem Diakoniewerk zusammen verschiedene Projekte zu installieren“. Es scheint keine Kooperationen aus dem Nichts zu geben.

Diese gemeinsamen Erfahrungen sind ein wichtiger Faktor für gelingende Kooperationen. Gleichzeitig kann dies aber auch kritisch bewertet werden. So beschreiben Fabian Kessl und Christian Reutlinger das so genannte „Vernetzungsdilemma“: Kooperationen funktionieren besonders gut an den Stellen, an denen vorher bereits Kooperationsstrukturen nachweisbar waren. „Dagegen erweist sich die Installierung von Netzwerkstrukturen an anderen Stellen als extrem schwierig. [...] Damit besteht aber die Gefahr, dass immer wieder die bereits bestehenden Netzwerkstrukturen reproduziert werden und es den Nicht-Beteiligten weiterhin erschwert wird, sich zu beteiligen“ (2007: 125).

⁵⁸ van Santen/Seckinger 2005: 201

⁵⁹ Als Beispiel sei hier auf die Workshopberichte des Netzwerks „Soziales neu gestalten“ (SONG) hingewiesen; SONG (2008): Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älter werden, Themenheft 2: Gemeinsam mehr erreichen – lokale Vernetzung und Kooperation, 2008.

Der Wille zur Zusammenarbeit auf kirchen- und diakonieleitender Ebene

Bei der Zusammenarbeit sollten zwei Dimensionen unterschieden werden: Die Fähigkeit zum Kooperieren und der Wille zum Kooperieren. In unserer Untersuchung wurde deutlich, dass die Projekte gerade auch auf der kirchen- und diakonieleitenden Ebene gewollt waren. Besonders klar wird dies in einer Gruppendiskussion auf den Punkt gebracht: „Der oberste Boss der Diakonie hat darauf gesetzt und die Kirchengemeinde wollte es.“ Das heißt, die Projekte wurden in der Entwicklungs- und Entstehungsphase von Personen unterstützt, die verbindliche Zusagen geben konnten und entscheidungsbefugt waren. Die Fähigkeit zum Kooperieren ist somit ein notwendiges, aber noch kein hinreichendes Kriterium gelingender Zusammenarbeit. Entscheidend ist der Wille zur Zusammenarbeit.

Win-Win-Situationen

Oft wurde an den Standorten der Wunsch geäußert, dass Kirche und Diakonie besser und enger zusammenarbeiten sollten. Allerdings scheint dieser Wunsch allein noch wenig zu bewirken. Es kommt dann zu Kooperationen, wenn die Beteiligten etwas erreichen können, was sie aus eigener Kraft allein nicht geschafft hätten. Solch klassische Win-Win-Situation konnten wir immer wieder identifizieren. Zum Beispiel können organisierte Diakonie und verfasste Kirche unterschiedliche Fördermittel beantragen: „Das Diakonische Werk hat die Mittel besorgt, die die Kirche alleine nicht hätte bekommen können. Hätte sie es alleine gekonnt, hätte sie die Diakonie wahrscheinlich nicht mit ins Boot geholt.“

Daneben kann sich der Gewinn des Kooperierens auch auf das Image beziehen: „Das war ja auch eine ganz typische Win-Win-Situation: Das Diakonische Werk, der Kirchenkreis, die Kirchengemeinde und die Wohnungsbaugesellschaft konnten sich mit dem Projekt schmücken.“

Der Mehrwert solcher Win-Win-Situationen wird auch in dem Diakonie-Text Handlungsoption Gemeinwesendiakonie betont. Dort wird unter dem Stichwort der „Kooperanz“ auf eine Kooperation bei gleichzeitiger Konkurrenz der einzelnen Akteure hingewiesen: „Es gilt, eine Win-Win-Strategie unter den beteiligten beziehungsweise zu beteiligenden Akteuren zu etablieren und die Handlungskompetenzen möglicher Koproduzenten im Gemeinwesen zu stärken. Durch eine Zusammenarbeit im Sinne einer Kooperanz (Kooperation bei gleichzeitiger Konkurrenz) unter relevanten Akteuren des öffentlichen, wirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Sektors kann es durch gemeinsame Finanzakquise gelingen, gebietsbezogene Verfügungsfonds aufzubauen und/oder öffentliche Förder-Töpfe zu integrierten Sozialraumbudgets weiter zu entwickeln“.⁶⁰

Konkurrenz ist in der Tat ein relevantes Thema für die beteiligten Akteure. Allerdings wird in allen Gesprächen betont, eine mögliche Konkurrenz unter den institutionellen Akteuren vermeiden zu wollen.

⁶⁰ Diakonisches Werk der EKD 2007b: 28.

Konkurrenzen – nein Danke

Die einzelnen institutionellen Akteure achten bei den entstandenen Kooperationen darauf, dass sie nicht untereinander in ein Konkurrenzverhältnis treten. Darüber hinaus wird auch die Konkurrenz mit anderen, nicht beteiligten Trägern vermieden: „Wir haben im Beirat darauf geachtet, dass man keine Konkurrenz schafft zu irgendwelchen Vereinen oder Organisationen, dass sich keiner auf den Schlipps getreten fühlt.“ An einem anderen Standort wird betont: „Es ist wichtig, dass man die Angebote der verschiedenen Träger im Stadtgebiet harmonisiert, miteinander abgleicht und nicht mit anderen geförderten Einrichtungen in Konkurrenz tritt.“ Vielleicht nötigen die Schwierigkeiten im Sozialraum dazu, ein Gegeneinander der unterschiedlichen Träger zu vermeiden: „Die Problematik im Stadtteil ist groß genug, da muss man sich nicht noch Konkurrenz machen.“ Zugleich wurde betont, dass durchaus die verschiedenen Interessen unterschiedlicher Träger und Akteure zu spüren sind. Vielleicht führt die Stadtteilorientierung dazu, dass die Beteiligten nicht nur sensibel werden, was die Bedarfslage im Stadtteil angeht, sondern auch sensibel auf die Angebotsstruktur reagieren. Doppelstrukturen werden nicht gern gesehen, auch wenn sie manchmal aufgrund konfessioneller Gründe nicht zu vermeiden sind. Ein hauptamtlicher Mitarbeiter in einer Gruppendiskussion bringt es auf den Punkt: „Wir wollen keinen Wildwuchs und keine Parallelstrukturen.“

Handlungsbezug der Kooperationen

Kooperationen müssen einen klaren Handlungsbezug aufweisen. Dies ist keine überraschende Erkenntnis, aber gleichwohl eine entscheidende. Das Ziel der Kooperationen in den untersuchten Standorten ist die tatsächliche, pragmatische Zusammenarbeit vor Ort, die für die Beteiligten nützlich ist. Die Kooperationen sind damit mehr als bloß eine „Vernetzung“. Sie bestehen in dem Willen zum gemeinsamen Handeln und der daraus folgenden tatsächlichen Umsetzung dieser Zusammenarbeit.

Die gemeinwesendiakonischen Kooperationen unterscheiden sich daher von dem, was im sozialen und diakonischen Bereich oft unter dem Begriff „Vernetzungen“ verstanden wird: Kontakte zu anderen Akteuren, die oft nur auf dem Papier bestehen.

4.4 Die kirchlichen und diakonischen Akteure

Die Bedeutung der Kirchengemeinden

Der Diakonie-Text Handlungsoption Gemeinwesendiakonie betont die besondere Bedeutung der Kirchengemeinden für das Gemeinwesen: „Kirchengemeinde im Sinne von Parochie, die Mitgliedschaft über den Wohnort organisiert, ist immer schon gemeinwesenorientiert strukturiert und von daher Partnerin für jede Form von Gemeinwesenentwicklung. In der Kirchengemeinde liegt – bewusst oder unbewusst – hohe Kenntnis über Lebenslagen und Lebenszusammenhänge der Menschen vor, wobei die Gemeindeglieder diese Lebenserfahrungen in Ausschnitten teilen. Außerdem existieren in der Kirchengemeinde Zugänge zu den Haushalten und Kontaktwege zu den Menschen“.⁶¹ Die gemeinwesendiakonische Arbeit ist an allen Standorten fest verwurzelt mit der Kirchengemeinde. Oft war es auch die Kirchengemeinde, die den Anstoß für das gemeinwesendiakonische Engagement gegeben hat. Zudem ist noch ein weiterer Aspekt wichtig: Die beteiligten Gemeindeglieder, die Kirchenvorstände und die Pfarrerinnen und Pfarrer wohnen selbst in dem Stadtteil. Sie sind also „Teil des Lebens im Stadt- und Ortsteil“.⁶² Dies unterscheidet sie von den Diakonie-Mitarbeitern.

Für das Gelingen der gemeinwesendiakonischen Projekte sind die Offenheit gegenüber Menschen und die Lust an dieser Art der Arbeit wesentlich. „Man muss an so ein Projekt offen ran gehen: Offenes Herz und Abbau von Vorurteilen“, betont eine Gesprächspartnerin. „Es gab eine Offenheit der Kirchengemeinde für den Blick in den Stadtteil und die Kirchengemeinde war auch bereit, etwas ganz Neues zu unterstützen.“

Grundsätzlich bieten Kirchengemeinden mit ihrer Verwurzelung im Stadtteil hervorragende Voraussetzungen für gemeinwesenorientierte Ansätze. Eine Gesprächspartnerin unterstreicht dies: „Gemeinwesenarbeit und Gemeindearbeit passen von der Kultur her gut zueinander, sie gehören eng zusammen.“ Allerdings fügt sie dem noch hinzu: „Nur die Kirchengemeinde wollte das bislang so nicht sehen.“

Die Idee der Gemeinwesendiakonie wird – das zeigt diese Aussage – nicht von allen Gemeindegliedern getragen. Auch dort, wo die Idee zu den Projekten in den Gemeinden entstanden ist, handelt es sich nicht automatisch um ein Projekt der Basis. Vielmehr standen oft strategische Entscheidungen an, die zu diesem neuen Ansatz führten. Die „Macher“ der Projekte mussten oft dafür werben, dass sich die Kirchengemeinde auf den Prozess einlassen konnte. Die Kommunikation in die (Kern-)Gemeinde hinein ist daher eine der zentralen Aufgaben bei der Entwicklung gemeinwesendiakonischer Arbeit: „Wir haben uns in dieser Kirchengemeinde gegen Dinge entschieden, die sonst normal wären. [...] Als Gemeinde müssen wir in den Innenbereich kommunizieren, dass jetzt etwas anderes passiert.“

Skepsis und Ängste der Kirchengemeinden

Wir sind bei der Untersuchung auf zwei Aspekte gestoßen, die innerhalb der Gemeinden Ängste ausgelöst haben: Die Unsicherheit im Umgang mit den Menschen im Quartier, die

⁶¹ Diakonisches Werk der EKD 2007b: 22.

⁶² Diakonisches Werk der EKD 2007b: 25.

nicht zur traditionellen Kerngemeinde zählen, und die Angst, Attraktivität einzubüßen, wenn sich die Gemeinde zum Gemeinwesen hin öffnet.

Viele Befragte schilderten die Befürchtung, dass die eher bürgerliche Kerngemeinde mit dem „Klientel“ Schwierigkeiten haben wird. „Die Klienten werden dann mit Sicherheit rauchend auf dem Kirchplatz 'rumstehen. Darüber werden sich einige Menschen sehr ärgern.“ Einige Aktive denken daher über eine räumliche Trennung zwischen dem traditionellen Gemeindebereich und den Räumen für die gemeinwesenorientierten Projekte nach. „Eine räumliche Trennung vom Sozialprojekt ist schon wichtig. Das klassische Kirchenpublikum möchte zu diesem sozialen Brennpunkt nicht unbedingt eine direkte Berührung haben.“

An dieser Stelle ist zu bedenken, dass Kirchengemeinden miteinander um zwei wertvolle Ressourcen konkurrieren: Zum einen um die Mitgliederzahlen, denn sie dienen als Grundlage für kirchliche Zuwendungen und Personalstellen, und zum anderen um die Attraktivität, die sie ausstrahlen. Gemeinwesendiakonie scheint durchaus zu „missionarischen Effekten“ zu führen, vor allem bei der grundsätzlichen Identifikation mit der Kirche. Aber sie ist keine genuin missionarische Strategie. Das bedeutet, dass gemeinwesendiakonisches Engagement nicht unbedingt zu einer Erhöhung der Mitgliedszahlen führt, vielleicht sogar eher zu einem Verlust der traditionellen Mitglieder, die in anderen Gemeinden Angebote finden und sich daraufhin umpfarren lassen.

In den Gesprächen wurde auch auf den gegenteiligen Aspekt hingewiesen: Durch die Neuausrichtung in der Gemeinde fürchten andere Kirchengemeinden „die Attraktivität dieses Ortes“. Denn gemeinwesendiakonische Standorte haben ein Attraktivitätspotenzial: attraktives Engagement. An einem Standort wird explizit gesagt: „Es ist attraktiv, sich bei uns zu engagieren“ und an einem anderen wird betont: „Die Leute kamen ganz von selbst.“ Attraktivität zieht somit neue Attraktivität nach sich. So vermuten mehrere Gesprächspartner eines Standorts Neid und Konkurrenz unter den Kirchenvorständen der verschiedenen Gemeinden. Eine Pfarrerin fügt hinzu: „Die anderen Pfarrer haben Angst, Gemeindemitglieder an das Projekt zu verlieren.“

Pragmatismus in der Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie

Die Einschätzungen zur Zusammenarbeit von verfasster Kirche und organisierter Diakonie reichen von der Äußerung, dass es zwischen Kirche und Diakonie keinerlei Probleme gibt, bis dahin, dass beide zwei völlig verschiedenen Welten angehören. In der Auswertung der Gruppendiskussionen lässt sich zur Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie feststellen: Die Beziehung zwischen organisierter Diakonie und verfasster Kirche ist ambivalent. Aber das Verhältnis zwischen beiden ist längst nicht so belastet und problematisch, wie manche diakoniewissenschaftlichen Diskurse und Fachdiskussionen vermuten lassen. Dies liegt vor allem daran, dass die Vertreter dieser beiden „Welten“ an den gemeinwesendiakonischen Standorten einen pragmatischen Umgang miteinander pflegen.

Gute Zusammenarbeit findet in der Regel auf der konkreten Ebene der Arbeitsbeziehungen statt. „Auf der Ebene der Projektdurchführung beziehungsweise auf der Arbeitsebene gibt es keinerlei Probleme. Die Kooperation klappt ausgesprochen gut. Schwierigkeiten gibt es hingegen immer wieder mit anderen Ebenen“. Ähnliche Aussagen gibt es an fast allen Standorten.

Kirchenkreissozialarbeit

Die Kirchenkreisebene hat für das Gelingen gemeinwesendiakonischer Projekte einen zentralen Stellenwert. Sowohl die regionalen Diakonischen Werke als auch die Kirchenkreissozialarbeit sind auf dieser Ebene angesiedelt. Beide sind äußerst wichtige Akteure im Quartier. Gerade die Bedeutung der Kirchenkreissozialarbeit – in den verschiedenen Landeskirchen unterschiedlich benannt⁶³ – wurde immer wieder von unseren Gesprächspartnern betont: „Kirchenkreissozialarbeit ist das Bindeglied zwischen Kirchengemeinde und Diakonischem Werk.“ An einigen Standorten sind Mitarbeiter der Kirchenkreissozialarbeit in die gemeinwesendiakonischen Projekte eingebunden. Eine Gesprächspartnerin betont: „Das es Kirchenkreissozialarbeit-Stellen gibt ist einfach toll. Das gibt mir einfach Spielraum. Kirchenkreissozialarbeitsstellen sind ein Pluspunkt, vor allem auch gegenüber anderen Trägern und der öffentlichen Hand wie den ARGEn. Das ist ein Pfund, mit dem Kirche und Diakonie wuchern können!“

Innerhalb der Diakonie wird die Bedeutung der Kirchenkreissozialarbeit erkannt und gewürdigt: So hebt sowohl das Diakonie-Papier Handlungsoption Gemeinwesendiakonie die Kirchenkreissozialarbeit als „geeignete Anknüpfungspunkte“ hervor⁶⁴, wie auch das so genannten G2-Modell, das die Gemeinwesenorientierung der Allgemeinen Sozialarbeit der Diakonie beschreibt. Das G2-Modell „will die Akteure der evangelischen Kirchen und ihrer Diakonie dazu ermuntern, gemeinde- und gemeinwesenbezogenes Denken und Handeln mehr als bisher zu praktizieren“.⁶⁵

Was führt zu Schwierigkeiten?

Bei der Zusammenarbeit von verfasster Kirche und organisierter Diakonie stellen sich einige Probleme ein. Wenig überraschend, aber doch immer wieder ein Thema ist die gegenseitige Unkenntnis der handelnden Personen über die Aktivitäten des Anderen: „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass viele Kollegen aus diakonischen Einrichtungen überhaupt nicht wissen, was im Kirchenkreis passiert. Und die Kirchengemeinde weiß nicht, was die diakonischen Einrichtungen machen.“

Schwerwiegender erscheinen hingegen die Aspekte, die gerade die unterschiedlichen Kulturen von Kirchengemeinden und Diakonischen Werken deutlich machen: „Für ein Otto-Normal-Gemeindemitglied ist es manchmal viel schwieriger mitzugehen. Eine Gemeinde ist viel kleinschrittiger als wenn man projektmäßig arbeitet.“ Dies zeigt sich vor allem in unterschiedlichen Professionsverständnissen, wie uns berichtet wurde. Eine Pfarrerin aus einer beteiligten Kirchengemeinde beschreibt es mit den Worten: „Eine Schwierigkeit bei der Zusammenarbeit mit der Gemeinde ist, dass die Visionen, die die Hauptamtliche aufgrund ihrer Profession entwickeln kann, häufig das überschritten haben, was ich als Gemeindepfarrerin übersehen und verantworten konnte.“ Schwierigkeiten aufgrund unterschiedlicher Rollenverständnisse und Handlungsweisen von Pfarrer/innen und Sozialarbeiter/innen im kirchlichen Dienst sind spätestens seit den 1970er Jahren bekannt und

⁶³ Die Kirchenkreissozialarbeit firmiert unter verschiedenen Bezeichnungen. Württemberg: Grunddienst (Württemberg); Bayern: Kirchliche Allgemeine Soziale Arbeit (KASA); Sachsen: Kirchenkreisbezirkssozialarbeit (KBS); Hannover: Kirchliche Allgemeine Sozial- und Lebensberatung; Kirchenkreissozialarbeit (KASL).

⁶⁴ Diakonisches Werk der EKD 2007b: 29.

⁶⁵ Diakonisches Werk der EKD 2007a: 5.

werden immer wieder benannt und beschrieben. Die Überwindung dieser Schwierigkeiten gelingt demnach immer wieder aufgrund einer großen Portion Pragmatismus. Eine substanzielle Aufarbeitung dieses Problem scheint es aber bis heute nicht zu geben.

Auch unterschiedliche Außenwahrnehmungen beider Akteure führen zu Schwierigkeiten. Die Diakonie wird in der Öffentlichkeit anders gesehen als die Kirche. Das Image der Diakonie wird grundsätzlich positiver bewertet. Dies wirkt natürlich auch auf das Verhältnis ihrer beruflichen Vertreter zurück. Eine Pfarrerin stellt dies so dar: „Da spielt manchmal ein Neidfaktor eine Rolle. Kirche hat das Gefühl: Mensch, die Diakonie hat es sehr viel leichter, sich darzustellen und öffentlich zu machen, was sie tut. Während die Kirche meint, sie müsste sich noch erklären.“

Die Kooperationen und Trägerverbände führen in der Regel nicht zu einer neuen Rechtsform, sondern nutzen die vorhandenen Trägerstrukturen. An allen sechs Standorten sind die hauptamtlichen Mitarbeiter daher entweder bei der verfassten Kirche oder bei der organisierten Diakonie angestellt. Beides hat Vor- und Nachteile:

Für die Anstellung bei der Kirchengemeinde spricht die unmittelbare Nähe zum Ort der Gemeinwesendiakonie. „Vom Grundgedanken her waren wir näher an der Kirchengemeinde als an der ‚großen Diakonie‘. Diese tut sich eher schwer mit solchen Initiativen wie unserer. Das liegt auch an den unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Gemeinwesendiakonie ist viel schneller, viel flexibler. Wir haben das Geld schon ausgegeben, bevor es in der Verwaltung bewilligt wurde. Auf unseren Initiativbereich ist die Verwaltung ja gar nicht ausgelegt. Die Verwaltung des Kirchengemeindeverbands war an uns ja schon gewöhnt, da ging das gut. In der Kirchengemeinde gab es kurze Wege.“

Andererseits gibt es auch deutlich problematische Punkte bei einer Anstellung in einer Kirchengemeinde. Ein ehrenamtliches Leitungsgremium wie der Kirchenvorstand kann bei Personalangelegenheiten nicht mit der Professionalität einer diakonischen Einrichtung aufwarten. „Bei der Kirchengemeinde war der Ansprechpartner immer der Pfarrer. Wenn es mit dem nicht klappt, klappt alles nicht. [...] Das Presbyterium als Dienstvorgesetzter ist äußerst ungesund. Nach einigen Konflikten durfte ich da keine Schwäche mehr zeigen, so was ist nicht gesund.“

4.5 Die Vielfalt an Ressourcen

Ressourcen – weit mehr, als „nur“ finanzielle Mittel

Ressourcen sind nicht nur finanzielle Mittel. Jede Spende und jede Projektförderung zieht auch Kontakte, Beziehungen und Netzwerke mit sich. Gemeinwesendiakonie verfügt über zahlreiche dieser nicht-monetärer Ressourcen. Diese lassen sich nach ihren „Agregatformen“ unterscheiden:

- Die Menschen mit ihren Beziehungen, Kontakten und Netzwerken stellen eine wichtige Ressource dar. Sie bilden das Sozialkapital der Gemeinwesendiakonie.
- Der Standort selbst ist eine Ressource. Hierzu zählt neben Gebäuden und Räumen auch die Lage im Stadtviertel.
- Attraktivität, Image und daraus resultierendes Vertrauen sind eine immaterielle Ressource, die für vieles Weitere grundlegend ist.

Netzwerke, Kontakte und Beziehungen. Alle Menschen, die sich gemeinwesendiakonisch engagieren, sind selbst eine wesentliche Ressource – ob Hauptamtliche oder Nebenamtliche, Bewohner des Stadtviertels oder institutionelle Akteure. Die institutionellen Akteure können auf eigene Netzwerke zurückgreifen. Die Menschen aus dem Stadtteil verfügen über eigene Kontakte und Beziehungen, die sie einbringen können.

Das Besondere, das die Bewohner einbringen, ist ihr Interesse am Stadtteil. Dies wird in einer Gruppendiskussion auch als unschätzbare Wert genannt: „Es gibt schichtübergreifend Leute, die am Wohlbefinden dieses Ortsteils interessiert sind.“ Ein Gesprächspartner eines anderen Standorts betont, dass jeder einzelne Kontakt eine Ressource ist. Am Beispiel des Spendensammelns verdeutlicht er, worin er den eigentlichen Gewinn von Spenden sieht: „Ich nehme gerne Kleinspenden an. Mir sind zehn Leute, die 5 Euro spenden lieber, als einer, der 50 Euro spendet. Von den 10 Leuten bekommt jeder ein Dankeschön, eine Diakoniezeitung, wird veröffentlicht auf der Sponsorenliste und wird eingeladen zu Veranstaltungen. Die kommen natürlich nicht alle, aber darum geht es nicht.“ Und er ergänzt: „Jede Veranstaltung, die im Haus stattfindet ist ein Zugang!“

Freundes- und Förderkreise scheinen ein beliebtes Instrument in der Gemeinwesendiakonie zu sein. Auch hier vermischen sich monetäre und ideelle Dimensionen. Ebenso wichtig wie der monetäre Aspekt ist die ideelle Unterstützung der Fördermitglieder. Und darüber hinaus ist ein Freundes- oder Förderkreis auch ein guter Weg, um Menschen inhaltlich einzubeziehen, ohne dass sie direkt vor Ort tätig sein müssen. Die Einrichtung und Pflege solcher Kreise leisten so einen wichtigen Beitrag, Widersacher oder Skeptiker „mitzunehmen“. Dies ist vor allem deshalb wichtig, weil das gemeinwesendiakonische Engagement in der Regel nicht an der (Gemeinde-)Basis entstanden ist: „Das ganze entstand nicht aus einer Gruppe heraus. Es wurde dann aber sehr schnell der Freundeskreis gegründet, um die Gemeindeglieder mitzunehmen.“ Das Werben und Überzeugen für das gemeinwesendiakonische Engagement, das Ernstnehmen der Kritiker und Skeptiker und die Förderung inhaltlicher Beteiligung sind eine nicht zu unterschätzende Ressource für das Gemeinwesen.

Räume, Gebäude und Lage. Die zur Verfügung stehenden Räume und Gebäude sind eine weitere wichtige Ressource. Sie sind weit mehr als nur „Zimmer“ oder „Häuser“ – sie können auch als symbolisches Kapital betrachtet werden. So bemerkt ein Gesprächsteilnehmer: „Wir haben ein Wirtschaftlichkeitsprüfung gemacht und entdeckt: Das Gebäude ist eine Art Alleinstellungsmerkmal.“ An mehreren Standorten wird auch die Lage im Stadtteil

hervorgehoben: „Die Räume der Stadtteildiakonie sind mittendrin und alle kommen, egal ob sie in einer Kirche sind oder nicht.“ Ein Standortvorteil kann sich zum einen durch die Lage im Viertel ergeben: „Ein wichtiger Faktor ist, dass wir hier gut liegen“ Zum anderen aber auch aufgrund der institutionellen Vernetzung: „Wir haben hier relativ viele Dienste an einem Standort.“

Attraktivität, Image und Vertrauen. Attraktivität hat viel mit Image zu tun, also dem Fremdbild, der Außensicht. In diesem Sinne wurde an einem Standort eine Spendenaktion zur Unterstützung des Images initiiert. Natürlich sollten auch Spendengelder eingeworben werden. Aber noch wichtiger erschien den Verantwortlichen der Aufbau eines guten Images. Ein positives Bild soll Vertrauen bilden: Das, was dort passiert, ist eine gute Sache, in die es sich zu investieren lohnt. Solch ein Vertrauen ist nicht unmittelbar monetarisierbar, wird aber aller Wahrscheinlichkeit mittel- bis langfristig monetäre Effekte erzielen.

Finanzierung der Gemeinwesendiakonie

Was ist das Besondere an der Finanzierung in der Gemeinwesendiakonie? Vergleicht man die Aussagen an den sechs Standorten, so können wir folgende Besonderheiten entdecken:

- Der Anfang stand oft unter äußerst bescheidenen Vorzeichen.
- Die Finanzierungsmodelle sind sehr unterschiedlich und stark lokal geprägt.
- Durch das gemeinsame Auftreten von Kirche und Diakonie bieten sich neue Fördermöglichkeiten.
- Anschubfinanzierungen sind oft nötig, zugleich besteht Angst vor der Abhängigkeit von Projektmitteln.

Die Anfänge gemeinwesendiakonischer Initiativen waren oft bescheiden: „Das Bisschen, was wir damals an Ressourcen hatten, war nicht viel. Das waren ein Büro, ein Telefon und ein bisschen Geld, das die Pröbstin locker gemacht hatte.“ Den Menschen, die die gemeinwesendiakonische Idee vorantreiben, gelingt es selbst mit einer Minimalausstattung das Vorhaben umzusetzen.

Im Laufe des Entstehungsprozesses ändert sich in der Regel diese bescheidene Finanzlage durch die Akquirierung von Förderprogrammen. Bei den unterschiedlichen Finanzierungsmodellen der gemeinwesendiakonischen Projekte lassen sich trotz der Inanspruchnahme von Förderprogrammen kaum einheitliche Modelle erkennen. Eine Gesprächspartnerin benennt dies: „In diesem Projekt steckt sehr viel lokales Geld. Davon wird wenig übertragbar sein auf andere Standorte.“

Ein Vorteil der Gemeinwesendiakonie ist, dass Kirche und Diakonie zusammen auftreten können, um Fördermittel zu beantragen. „Das Diakonische Werk hat die Mittel besorgt, die die Kirche alleine nicht hätte bekommen können. Die öffentlichen Mittel gibt es nur, wenn dargelegt wird, dass sich die Kirche öffnet, dazu braucht sie die Diakonie. [...] Die Diakonie kann Mittel beantragen, die Kirche alleine nicht beantragen kann. Wenn die Kirche zum Beispiel Gelder für Gebäudesanierungen beantragt, darf damit keine inhaltliche Arbeit finanziert werden.“

Anschubfinanzierungen: unbedingt

Eines wurde in der Untersuchung eindeutig von allen Befragten betont: Ohne eine solide Anschubfinanzierung gibt es kein gemeinwesendiakonisches Engagement. Mittel aus dem

Bund-/Länderprogramm „Soziale Stadt“, aus der Städtebauförderung und Fördermittel der Landeskirche sind die wesentlichen Anschubfinanzierungen. „Die gesicherte finanzielle Grundlage für drei Jahre, gerade auch über das Programm ‚Soziale Stadt‘, bietet die Möglichkeit, am Zusammenhalt, am Zugehörigkeitsgefühl und der Identität im Wohngebiet zu arbeiten.“ Oder: „Ohne die Mittel der Städtebauförderung wäre das Projekt nicht möglich gewesen“

Eine Anschubfinanzierung bedeutet aber auch, dass bereits kurz nach dem Beginn des Projektes nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten gesucht wird, um die Dauerhaftigkeit der Gemeinwesendiakonie nicht zu gefährden: „In drei Jahren, wenn die Fördermittel auslaufen, muss sich dieses Haus alleine tragen. Das bedeutet, dass wir unsere Räume optimal vermieten müssen. Wenn mir das jetzt klar ist, muss ich entsprechend vorgehen und genau darauf hinarbeiten“. Die Angst besteht darin, „dass nach dem Auslaufen der Mittel das ganze Projekt wegbriecht“. An einem Standort war die erste Finanzierung bereits ausgelaufen und es trat das ein, was viele unserer Gesprächspartner befürchten: „Nach dem die Anschubfinanzierung nicht mehr da war [...] mussten Ansprüche an die hauptamtliche Präsenz heruntergefahren werden.“

Abhängigkeit von Drittmittel: ungern

Mittlerweile gibt es in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit keine Regelfinanzierung. Im Sozialen Bereich setzt sich ungebrochen der Trend zu Projektförderungen durch. Projekte zielen bewusst nicht auf Langfristigkeit, sondern zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie zeitlich befristet sind, meist auf ein bis drei Jahre. Wenn Projektförderungen immer mehr zum Mittel der Wahl werden, werden auch bestehende Angebote und Strukturen immer öfter mit kurzfristigen Projektfinanzierungen weitergeführt werden müssen. Dies widerspricht einer gemeinwesendiakonischen Strategie.

Bei der Finanzierung von langfristig angelegten Vorhaben durch Projektmittel besteht die grundsätzliche Gefahr, dass das Vorhaben der Förderlogik unterworfen wird. So muss es immer wieder neu an die Vorgaben der Projektmittel angepasst werden. Die Hauptamtlichen sind dadurch permanent mit Finanzierungsfragen beschäftigt. Eine verlässliche Beziehungsarbeit gelingt erst dann, „wenn die Mitarbeiter nicht immer nur eine Projektfinanzierung haben.“ Was eine Unabhängigkeit von kurzfristigen Projektmitteln bewirken kann, macht ein Ehrenamtlicher deutlich, der sich um das Fundraising kümmert: Die Mitarbeiterin konnte „ohne diese Angst arbeiten, die Stelle sei bedroht. Das hat unheimlich viel bewirkt, nämlich eine Freiheit auch mal Dinge zu denken, die vorher noch nicht gedacht wurden.“

An allen von uns besuchten Standorten bestand eine – zum Teil sogar eine recht große – Angst, auf Dauer von Projektmitteln abhängig zu werden. Mehrere Gesprächspartner formulierten deutlich die Sorge um eine Abhängigkeit von kurzfristigen Mitteln. Keiner will in die Falle der „Projektitis“ tappen. Abhilfe kann nur eine eigenständige Finanzierungsgrundlage schaffen.

Zwei Wege sind dabei möglich: Zum einen müssen Kirche und Diakonie aus eigener Kraft in die Gemeinwesendiakonie finanzieren. Ein positives Beispiel stellt in dieser Hinsicht das Konzept der Hamburger Stadtteildiakonie dar. Solche Konzepte sind nur langfristig durchzusetzen. Zum anderen bietet sich die gesamte Breite des Fundraisings an. Gut ein Viertel aller ausgewerteten Projekte unserer Abfrage im ersten Untersuchungsschritt (vgl.

Abschnitt 2) gaben an, über ein eigenes Fundraising zu verfügen (22 von 80). Das Mittel der Wahl ist hierbei der Förderverein. In einer Gruppendiskussion war der Stolz auf den aufgebauten Förderverein deutlich zu spüren: „Wir haben durch den Förderverein eine Planungssicherheit von zwei Jahren und wir haben 16 verschiedene Geldgeber. Das frisst zwar auch wahnsinnig viel Arbeitszeit, aber der Vorteil ist einfach Sicherheit, Freiheit und Kontinuität in der Arbeit.“

Der Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit war an einigen Standorten so stark ausgeprägt, dass öffentliche Mittel grundsätzlich in Frage gestellt wurden: „Ich habe überhaupt keine Lust, von öffentlichen Töpfen abhängig zu sein“. Und: „Wir brauchen diese Freiräume, wollen nicht über staatliche Mittel geregelt werden.“ Dies gipfelte sogar in der Aussage: „Gott sei Dank kriegen wir nicht so viel Förderung von der Stadt. Die Stadt ist kein verlässlicher Partner, die streichen sehr schnell Mittel weg.“

Unternehmerische Haltung

Der Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit von (kurzfristigen) Fördermitteln ist groß. Wenn man „nicht permanent in seiner Arbeit damit beschäftigt ist und überlegen muss: Mensch, wie geht's jetzt finanziell weiter“ wirkt sich das positiv auf die Arbeit aus. Der kreative Umgang mit Finanzierungsfragen, der Wunsch nach eigenständigen Finanzierungsmodellen und die Fähigkeit des unternehmerischen Handelns zeigte sich auch in der Art und Weise, wie unsere Gesprächspartner das Finanzthema reflektierten. Sie zeigten sich sehr differenziert bei dieser Frage. Pauschale Forderungen nach höheren Zuwendungen gab es so gut wie keine. Natürlich wurde auch betont: „An und für sich bräuchten wir mehr Geld, dann könnten wir mehr machen.“ Aber in derselben Gruppendiskussion wurde auch darauf hingewiesen: „Wir wollen ja nicht nur, dass hier auf unserer Insel etwas passiert, sondern wir wollen überhaupt was in die Wege bringen. Da hilft Geld allein nicht immer.“

4.6 Die Prozessqualitäten der Gemeinwesendiakonie

Was lässt die gemeinwesendiakonische Idee gelingen, was treibt sie voran? Gibt es bestimmte Charaktereigenschaften die im Prozess zum Tragen kommen? Wir konnten vier Qualitäten entdecken, die typisch für die Gemeinwesendiakonie zu sein scheinen: Langer Atem und Kontinuität, Erfolgsorientierung, Initiativität, Improvisation und Pragmatismus.

Langer Atem und Kontinuität

„Es braucht Zeit, bis sich die Idee setzt.“ An allen Standorten wurde immer wieder Kontinuität und Beständigkeit, Durchhaltevermögen und ein langer Atem als zentrale Eigenschaften hervorgehoben. Denn „es funktioniert nicht gleich, es ist also ein langer Atem nötig.“ Durchhaltevermögen ist zunächst im Entstehungsprozess wichtig: „Der Prozess der Antragstellung lief über fünf bis sieben Jahre. Zwei Anträge wurden abgelehnt, erst der dritte war erfolgreich.“

Durchhaltevermögen braucht es nicht nur im Vorfeld. Gerade bei dem, was entsteht, ist die Beständigkeit außerordentlich wichtig: „Es gibt Kontinuität und Verlässlichkeit und nicht einfach nur ein Projekt, was dann wieder vorbei ist. Das ist ein ganz wichtiger Erfolgsfaktor. [...] Die Kontinuität ist etwas ganz Wichtiges. Und eben nicht einfach ein Projekt für zwei Jahre.“ Wenn das gemeinwesendiakonische Engagement Beständigkeit zeigt, kann sich die Gemeinwesendiakonie zu einer festen Größe entwickeln: „Unser Angebot hat über viele Jahre eine Kontinuität geboten, eine Konstanz, die es mal abgesehen von den Kirchengebäuden kaum gibt.“ Und es braucht Menschen, die mit der Gemeinwesendiakonie auf Dauer verbunden werden: „Wichtig ist, dass irgendjemand da ist, der immer da ist.“ Wenn das gemeinwesendiakonische Engagement als feste Größe erlebt wird, wenn es sich in seiner Beständigkeit zeigt, „dann kommen die Leute mit der Zeit auch auf die Einrichtung zu.“

Erfolg macht erfolgreich

Der Wille zum gemeinwesendiakonischen Handeln wurde bereits mehrfach genannt. „Aus der Entwicklung heraus ist der feste Wille entstanden, zu gestalten“. Ein Ehrenamtlicher berichtet: „Der Wille hat enorm dazu beigetragen, die ganzen Kräfte zu bündeln, für neue Dinge neugierig zu machen und zu begeistern.“

Aber worin zeigt sich dieser Wille? Schlicht und einfach: In dem Willen, dass das Projekt erfolgreich sein soll. Es wird das gemacht, was Erfolg verspricht: „Da sind Ideen ins Spiel gebracht worden, die geprüft wurden. Es kam dann das heraus, was am ehesten Erfolg verspricht und unserem Auftrag entspricht.“ Gerade die Zusammenarbeit drängt die Akteure dazu, dass die Umsetzung der gemeinwesendiakonischen Idee gelingt: „Mit der GmbH ist das ja auch ein gewisses Risiko, was wir hier alle gerade eingehen. Denn die Geschichte muss sich rechnen, Tatsache ist, dass wir Erfolg haben müssen“.

Erfolg ist Zielvorgabe und Motor für das Handeln. Mehrfach wurde berichtet, dass Teilerfolge die Beteiligten motiviert haben, durchzuhalten und weiterzumachen. Erfolg – wie auch immer er beschrieben und verstanden wird – gibt neue Kraft. „Wir haben aufgrund von Erfolgen weitergemacht. Wenn das Kunstprojekt nicht passiert wäre, glaube ich, hätte ich irgendwann aufgegeben. Aber dieses Projekt hat uns wieder Kraft gegeben“.

In einer Gruppendiskussion wurde dies knapp und prägnant formuliert: „Erfolg macht erfolgreich.“ Im diakonischen Bereich scheint es eher eine Tendenz zu geben, sich mit Schwäche und Ohnmacht zu verbünden.⁶⁶ Erfolgsorientierung wird hingegen oft als nicht angemessen empfunden, wohl aus einer vermeintlichen political correctness. Auch im kirchlichen Bereich distanziert man sich oft von einem Erfolgswillen. Bernd Halfar und Andrea Boger fordern daher sogar dazu auf, innerhalb der Kirche das „Erfolgs-Tabu zu brechen“.⁶⁷

Initiativität

Bei der von uns eingangs beschriebenen Entrepreneurlogik stand bereits die besondere Gestaltungskraft der Vorantreiber der gemeinwesendiakonischen Idee im Mittelpunkt. Die Beteiligten lassen sich von einer Idee leiten und werden daraufhin initiativ tätig. Initiativität meint Etwas-in-die-Welt-setzen. „Wir haben mit vielen Sachen einfach angefangen, ohne dass sie auf sicheren finanziellen Füßen standen. Man muss einfach anfangen und nicht darauf warten, bis eine Entscheidung fällt. Man muss wirklich den Mut haben, einfach ‚Los!‘ und fertig, und schneller zu sein als die Strukturen.“

Joachim Weber beschreibt die Dynamik der Initiativität mit den Momenten des Anfangens und des Aufgreifens.⁶⁸ Prozesse, bei denen etwas Neues geschaffen wird, verlaufen eben nicht linear. Es gibt keine eindeutige Abfolge von plan, do, check und act, wie es im Projektmanagement gelehrt wird. Stattdessen entwickelt sich der Prozess entlang von Anfangen, Aufgreifen, Weiterführen und Neuaufgreifen. Wenn dies gelingt, kann man zufrieden feststellen: „Eins greift ins Andere“. Notwendig ist dafür vor allem eines: „Man muss einfach beginnen“.

Dies bedeutet aber unter Umständen auch, die Grenzen der eigenen Zuständigkeit zu überschreiten: „Für die Kirche ist es undenkbar, dass Kirchengebäude an die Diakonie gehen. Die Diakonie hatte keinen Auftrag, darüber nachzudenken. Trotzdem hat die Diakonie überlegt, was mit der Kirche geschehen kann und ist dann auf die Gemeinde zugegangen.“ Gestaltungskraft hat immer auch eine aggressive Dimension.

Improvisation und unbürokratischer Pragmatismus

„Improvisieren ist gang und gäbe hier.“ Diese Aussage aus einer Gruppendiskussion gilt für alle Standorte. Gemeinwesendiakonie hat weder eine Regelfinanzierung, noch gibt es übertragbare Modelle. Daher muss immer wieder neu und kreativ nach Lösungen gesucht werden.

Improvisation ist in der Gemeinwesendiakonie das täglich' Brot.

Die Menschen, die die gemeinwesendiakonischen Projekte umsetzen und mit Leben füllen, zeichnet eine besondere Mentalität aus. Improvisieren ist zum einen zwingend notwendig, zum anderen muss dies aber auch gekonnt sein: „Die Leute, die hier arbeiten, sind sehr kreativ, erfindungsreich und bissig. Mit einer normalen Arbeitsmentalität ginge das gar nicht.“

⁶⁶ Vgl. Weber 2001: 253-256.

⁶⁷ Halfar/Boger 2007: 86-89.

⁶⁸ Weber 2010.

Gerade der Gestaltungswille, das Beschreiten neuer Wege und der Wille, dass die eigenen Ideen gelingen sollen, führen oft zum Erfolg. „Vieles ist unbürokratisch über die Bühne gegangen, weil die Leute sich untereinander kennen.“ Dabei ist Pragmatismus nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch eine Tugend. „Das ist hier keine Gemeinde, die lange fragt.“ Ein Ehrenamtlicher erklärt mit Stolz in der Stimme: „Die Leute aus der Gemeinde hier sind äußerst kreativ. Sonst wäre die Gemeinde schon längst untergegangen.“

Auch mit den organisatorischen Abläufen und Vorgaben, die die einzelnen Träger an die Tätigen vor Ort herantragen, wird einfallsreich umgegangen: „Wichtig ist improvisieren, kreativ sein und mit den Organisationen spielen.“

Ein Hindernis: Sich nicht immer verständlich machen können

Abschließend möchten wir hervorheben, was den Prozess erschwert und oft zu beobachten war: Die Beteiligten haben auch immer wieder Schwierigkeiten, ihre Idee zu erklären und verständlich zu machen, vor allem gegenüber der Kirchengemeinde. Im Laufe der gemeinwesendiakonischen Projekte müssen immer wieder Menschen und Gremien überzeugt werden. „Man muss manche Dinge und Zusammenhänge kennen und sehen, sonst kann man Projekte wie diese nicht nachvollziehen.“

Die Schwierigkeit liegt dabei nicht darin, dass ein christliches Profil nicht erkennbar wäre, sondern dass eben dieses speziell gemeinwesenorientierte Profil nicht immer verständlich gemacht werden kann: „Mitarbeitern des Projektes fällt es schwer, der Kirchenleitung deutlich zu machen, was man hier tut.“ Ein Gesprächsteilnehmer sagte, dass er immer wieder versucht zu erklären, was sie tun und beabsichtigen. „Aber da, wo es um Machtfragen geht, macht das aber überhaupt keinen Sinn. Fruchtbar ist das nur bei den Leuten, die sich hier engagieren.“ Ähnlich beschreibt es ein anderer Gesprächspartner: „Immer wieder sind da Blockaden, auf die wir stoßen und wir haben das Gefühl, dass wir selbst unseren Auftraggebern erklären müssen, was Gemeinwesenorientierung ist.“

Für das Gelingen gemeinwesendiakonischer Strategien ist es erforderlich, die Idee innerhalb der kirchlichen und diakonischen Strukturen zu erläutern und die Konsequenzen zu kommunizieren. „Man wird [...] bei Projekten im Rahmen der Kirche immer erwarten können, dass sie sich im Kontext christlichen Glaubens zumindest verständlich machen können. Oftmals erscheint diese Erwartung den Beteiligten als ein nur schwer erträglicher Legitimationsdruck. Sicherlich kann es auch hin und wieder so sein, dass Fragen nach dem christlichen Hintergrund oder der christlichen Begründung des Vorhabens eher aus einem unterschwelligem Interesse daran, ein Projekt zu kippen, gestellt werden. In der Regel ist es aber sinnvoll, davon auszugehen, dass solche Begründungsleistungen ein notwendiger Bestandteil kirchlicher Kommunikation sind“.⁶⁹

⁶⁹ Wegner 1990: 172.

4.7 Das Selbstverständnis: Motive in der Gemeinwesendiakonie

Was treibt die Menschen an, die sich an den verschiedenen Orten gemeinwesendiakonischen engagieren? Welche Motive lassen sich in der Gemeinwesendiakonie erkennen?

Für die Menschen da sein. „Wir haben hier die Möglichkeit, Angebote für Leute zu machen, die sonst durch jegliches Beratungsrastrer fallen“, sagt eine hauptamtliche Mitarbeiterin in einer Gruppendiskussion. Dazu ist es wichtig, den „Menschen dort zu begegnen, wo sie sind und ihnen zuzuhören.“ Auch von anderen Aktiven wird oft das Motiv genannt, die Bewohner des Viertels wirklich wahrnehmen zu wollen, sich für sie zu interessieren und ihnen Teilnahme und Teilhabe zu ermöglichen. Gerade in benachteiligten Stadtgebieten ist dies eine besondere Aufgabe für die Gemeinwesendiakonie. „Man schämte sich, zu diesem Viertel hier zu gehören. Am Anfang war ganz viel Arbeit am Selbstbewusstsein nötig.“ Wenn dies gelingt, fühlen sich die Menschen im Quartier tatsächlich (wieder) wahrgenommen. Teilhabe wird auch Bewohnern ermöglicht, die vorher keinen Bezug zu Kirche und Diakonie hatten: „Es sind hier viele Leute aus dem Stadtteil zu uns gekommen, die vorher nicht bei uns waren.“

Gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Die Beteiligten in der Gemeinwesendiakonie wollen gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. „Wir haben als Kirche schließlich die Aufgabe, Verantwortung für die Integration zu übernehmen und dies auch voranzutreiben.“

In der Gemeinwesendiakonie steht nicht so sehr die Entwicklung von Hilfsangeboten und Dienstleistungen im Mittelpunkt, sondern die Wahrnehmung der Menschen. Es geht darum, Teilhabe zu ermöglichen – und zwar jenseits ideologischer Diskurse. Die Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung wird in der Gemeinwesendiakonie weniger durch grundsätzliche Debatten deutlich oder in dem Wunsch, die Bewohner zu politisieren. Sie äußert sich ganz konkret und pragmatisch. Das Anliegen ist, dass die Stadtteilbewohner, die bereits aus vielen Systemen und Kommunikationsstrukturen heraus gefallen sind, sich nicht ausgegrenzt fühlen und wenigstens in ihrem Stadtteil dazugehören.

Die Frage „ob Kirche nur etwas für die Evangelischen macht oder einen diakonischen Auftrag hat, der sich auf alle bezieht“, scheint für die Beteiligten in der Gemeinwesendiakonie klar entschieden. Es geht um alle Bewohner des Viertels. Dabei können sich die gewohnten Verhältnisse des Engagements durchaus verschieben: Die christlich Engagierten stellen oft die Minderheit dar. Eine Pfarrerin erklärt: „Suchet der Stadt Bestes!“, das meint doch: Wir haben eine Verantwortung für die Menschen mit denen wir in einer Stadt wohnen, auch wenn wir eine absolute Minderheit sind. Und das war in dieser Gemeinde schon immer so.“

Den Alltag teilen. Nah bei den Menschen zu sein bedeutet nicht nur, den Stadtteil zu kennen. Auch die Nähe zum Alltag der Bewohner ist entscheidend. „Die missionarische Ausrichtung braucht auch die Daseinsfürsorge. Das haben auch die Leute in der Gemeinde gemerkt, weil die gar nicht so viel beten können, wie es nötig wäre. Und sie merken mittlerweile, dass man gerade durch das Diakonische wieder Erfolg hat.“ Konkrete Lebensbewältigung steht immer wieder im Vordergrund. Der Zugang zu den Menschen und die Möglichkeit, sie einzubeziehen, gelingt über die alltäglichen Anliegen. Was in einer klassischen

Kirchengemeinde mit eher bürgerlich orientierter Mitgliederstruktur die Kasualien leisten (können), gelingt in der Gemeinwesendiakonie über die alltäglichen Anliegen „vor der Tür“. „Das ist hier keine klassische Gemeinde. Aber gerade dadurch haben wir hier Zugang zu einem Milieu, das sonst nicht zu uns kommt.“ Der Blick für die alltäglichen Anliegen kann auch in die Kirchengemeinden hinein wirken. Denn gerade das, was den Menschen auf der Seele brennt, kann gemeinschaftsbildend sein.

Neues erproben. Ein wiederkehrendes und variantenreiches Motiv in der Gemeinwesendiakonie ist die Erkenntnis, dass das Altbewährte oft nicht mehr trägt. „Im Grunde sind wir in einer Übergangsphase: Wir machen hier gerade noch das Minimum, was man in einer Pfarrie machen muss, aber gleichzeitig proben wir schon neue Formen.“ Gemeinwesendiakonie „hängt“ zwischen Altem und Neuem. Das Alte funktioniert nicht mehr, das Neue zeigt sich bereits, aber es ist noch nicht zufriedenstellend entwickelt.

An zwei Standorten wurde uns berichtet, welche Lücken durch das Fehlen von Diakonissen und Gemeindeschwestern entstanden sind. Gerade sie waren im Stadtteil verankert. Das gemeinwesendiakonische Engagement des Standorts will diese Lücken schließen. Es lassen sich jedoch nicht einfach die alten und bekannten Modelle reaktivieren, da Einiges mittlerweile gar nicht mehr angemessen ist. So wird beispielsweise die Funktion, die Gemeindeschwestern leisteten, anerkannt. Das Konzept dieser Berufsgruppe wird jedoch deutlich in Frage gestellt: „Wieder Gemeindeschwestern auszubilden und in der Gemeinde zu etablieren würde ich heute für eine Katastrophe halten. In diese Zeit will ich nicht zurück. Unsere hauptamtliche Sozialarbeiterin ist viel professioneller, als es eine Gemeindeschwester je sein könnte. Außerdem geht es heute längst darum, selbst aktiv zu werden. Das ging früher nicht, die Gemeindeschwester hatte die Aufgabe zu helfen und alles zu regeln.“

Brücken bauen zwischen Kirche und Diakonie. „Wir wollen Brücken bauen in den Stadtteil, und von der Gemeinde in das Diakonische Werk. Brückenbauen ist Arbeitsansatz und Struktur.“ Diese Aussage deckt sich mit Ergebnissen anderer Untersuchungen. Heinrich Grosse bilanziert in seiner Studie über armutsorientierte Gemeinden: „Alle untersuchten Kirchengemeinden legen Wert auf die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der institutionalisierten Diakonie, des Diakonischen Werkes. In diesen Gemeinden ist die verbreitete Konkurrenz und Abgrenzung zwischen verfasster Kirche und institutionalisierter Diakonie zugunsten gemeinsamer Anstrengungen gegen die Armut überwunden“.⁷⁰

Bei all dem werden Kirche und Diakonie als verlässliche Partner geschätzt: Eine Quartiersmanagerin an einem der untersuchten Standorte berichtete: „Das Quartiersmanagement ist als Übergang geplant und das wird irgendwann auslaufen. Deshalb brauchen wir Partner, die vorher da waren und die auch nachher da sind.“ Und weiter: „Pro Stadtteil gibt es vielleicht 40 Aktive, davon sind dann fünf wirklich aktiv. Die anderen stehen nur auf dem Papier. Die Kirche ist einer von denen, die hier wirklich was tut.“

Ausstrahlung in den kirchlichen und öffentlichen Raum. Gemeinwesendiakonie will ausstrahlen. Das heißt, die Wirkungen des Engagements gehen weit über das eigentliche Projekt hinaus. Die Projekte wirken in die Kirchengemeinden und in den Stadtteil hinein: „Viele Aktivitäten und Menschen aus dem Stadtteil haben sich um das Projekt herum

⁷⁰ Grosse 2007: 19.

gruppiert.“ Oder: „Das Projekt hat relativ schnell über die Ränder der Gemeinde gestrahlt.“ Zu beobachten ist, dass es tatsächlich auch nach innen in die Kirchengemeinden positive Wirkungen hat. „Das Projekt hat in die Kirchengemeinde ausgestrahlt. Dadurch sind auch neue Initiativen entstanden“, beschreibt eine ehrenamtliche Mitarbeiterin aus dem Kirchenvorstand. Eine Sozialarbeiterin an einem anderen Standort betont: „So ein Projekt hat auch einen Wert für die Kirche, weil sie etwas vor Ort im Stadtteil und nicht nur in der Gemeinde tut.“ Die Sympathien seitens der Gemeindemitglieder und Bewohner wachsen: „Die Leute fangen an, das Projekt zu mögen. Sowohl die Kirchengemeinde wie die Stadt wachsen daran.“

Die Ausstrahlung in den Stadtteil wird dabei nicht nur als Nebeneffekt gesehen, sondern als ein grundlegendes Ziel: „Unser Ziel ist, wir machen die Kirche schön. Darüber wirken wir dann in konzentrischen Kreisen auf den ganzen Stadtteil.“

5 Empfehlungen für Kirche und Diakonie

Unsere Beobachtungen im Feld der Gemeinwesendiakonie möchten wir mit fünf Empfehlungen für Kirche und Diakonie abschließen:

Personen und Gestalter. Die Personen, die sich in gemeinwesendiakonischen Initiativen engagieren und diese vorantreiben, prägen die Gemeinwesendiakonie nachhaltig. Es ist der Gemeinwesenarbeiter, die Projektmanagerin, aber vor allem der (Sozial-)Unternehmer, der viele Fähigkeiten vereint und aus Überzeugung handelt und sein Vorhaben umsetzt und so einen wichtigen Entwicklungsprozess für gemeinwesendiakonische Projekte in Gang setzt. Es braucht Entrepreneur-Persönlichkeiten, die im entscheidenden Moment Chancen erkennen, umsetzen und andere für ihr Vorhaben begeistern können.

Was bedeutet das für Diakonie und Kirche? Dem kreativen und gestalterischen Potenzial der sozialunternehmerisch Tätigen muss mehr Raum gegeben werden. Diese Personen sind oft der Schlüssel für ein erfolgreiches Handeln in der Gemeinwesendiakonie. Für Kirche und Diakonie ist es wichtig, diesen Leuten die Türen zu öffnen und sich bewusst auf ihre Kreativität, Spontaneität und Risikobereitschaft einzulassen.

Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter. Bei der Ausbildung von kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter muss das Gemeinwesen mehr in den Blick genommen werden. Sozialarbeiter sind heute oft stärker im Bereich der Einzelfallorientierung, des Casemanagements und der Therapie ausgebildet. Die Gemeinwesenorientierung muss daher wieder stärker Einzug in das Studium der Sozialen Arbeit erhalten. Die Mitarbeitenden in diakonischen Einrichtungen müssen mit Fort- und Weiterbildungen qualifiziert werden, um im Sozialraum befähigend zu wirken. Angehende Pfarrer und Pfarrerinnen müssen stärker für das Gemeinwesen sensibilisiert werden, in der die eigene Kirchengemeinde verwurzelt ist.

Zur Grundausstattung der kirchlich-diakonischen Mitarbeitenden sollte daher das 1x1 der Gemeinwesenarbeit zählen. Dazu gehört unter anderem die Fähigkeit, materielle und immaterielle Ressourcen, die das Gemeinwesen mitsamt seinen Bewohnern bereithält, zu nutzen und zu pflegen. Das soziale und symbolische Kapital in Kirche und Diakonie birgt großes Potenzial und bietet hier vielfältige Entdeckungen. Darüber hinaus ist eine Professionalisierung im sozialräumlichen, gemeinwesenorientierten und stadtteilbezogenen Bereich voranzutreiben. Dies kann zum Beispiel mit der Förderung einer Entrepreneur-Kompetenz gelingen.

Kooperationsfähigkeit von Kirche und Diakonie. Der Blick für das Gemeinwesen bedeutet für Kirche und Diakonie, dass sie ihre Mitglieder- und Klientenorientierung um eine Gemeinwesenorientierung ergänzen. Dazu müssen sich Diakonie und Kirche auch weiteren Akteuren im Stadtteil öffnen. Diakonie und Kirche sollten sich ohne Angst auf neue Kooperationen und Trägerstrukturen einlassen. Dabei werden auch die vorhandenen Rollenmuster im lokalen Netzwerk neu definiert.⁷¹

⁷¹ Thies 2007: 111

Kirche und Diakonie sollten einerseits befähigt werden, miteinander zu kooperieren, aber sich auch verstärkt der Handlungs- und Funktionslogik des informellen Sektors annähern. Die Menschen in Kirche und Diakonie („Mitglieder“ wie „Klienten“, Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche) sind in vielfältigen Netzen verankert. Kirche und Diakonie können diese Vernetzungen noch stärker nutzen, nicht nur auf einer operativen Ebene, sondern auch strategisch.

Gemeinwesendiakonie (auch) aus eigenen Mitteln. Um Gemeinwesendiakonie als langfristige Strategie zu etablieren, ist es wichtig, die Abhängigkeit von Drittmitteln zu reduzieren. Kirche und Diakonie sind nicht nur Einwerber öffentlicher Mittel, sondern sollten sich gleichzeitig bemühen, mehr Eigenmittel bereitzustellen. Denn wenn Gemeinwesendiakonie zukünftig zu den dauerhaften Aufgaben von Kirche gehören soll⁷², braucht es eine „Stadtteildiakonie aus eigenen Mitteln“.⁷³

Gemeinwesendiakonische Aktivitäten können sinnvoll von Förderprogrammen gestützt werden. Diese Projektmittel werden weiterhin gebraucht. Sie sind vor allem wichtig für den Anschlag gemeinwesendiakonischer Arbeit. Kritisch lässt sich jedoch auch zurückfragen, wie weit es sinnvoll ist, bei einem strategisch ausgerichteten Prozess wie der Gemeinwesendiakonie von öffentlichen Fördermitteln abhängig zu sein. Die Gemeinwesendiakonie sollte nicht die Fehler der Gemeinwesenarbeit in den 1970er Jahren wiederholen, die sich fast ausschließlich in Projekten von kurzlebiger Dauer abspielte.⁷⁴ Kirche und Diakonie müssen willens und in der Lage sein, eigene Förderprogramme aufzustellen. Die Finanzierung kirchlicher Arbeitsbereiche in der Stadt darf nicht in klassischer Art aufgrund der Gemeindegliedschaft erfolgen, sondern muss aufgabenorientiert erfolgen.⁷⁵

Eine unabhängige Finanzierung diakonischer Arbeit hat eine lange Tradition – oder besser gesagt: die finanzielle Unabhängigkeit der Diakonie ist die traditionelle, die eigentliche Form. Erst in den letzten 50 Jahren haben sich diakonische Träger zunehmend in finanzielle Abhängigkeit von staatlicher Refinanzierung begeben. Sowohl auf die lange Zeitspanne diakonischer Arbeit gesehen als auch im ökumenischen Vergleich, ist eine refinanzierte diakonische Arbeit die absolute Ausnahme. An die Stelle der über staatliche Sozialtransfers gesicherten Finanzierung wird mittel- bis langfristig ein *public-private*-Mix und eine in Deutschland erst neu zu entwickelnde Kultur des Sozialunternehmertums treten.

Strukturen bewahren und ausbauen. Diakonie und Kirche sollten gerade bei der Gestaltung des Sozialraums ihre Rolle als gesellschaftliche Akteure wahrnehmen. Dabei ist Gemeinwesendiakonie nicht als Gegenprogramm zu etablierten ambulanten, teilstationären und stationären Angeboten zu verstehen. Gemeinwesendiakonie darf deswegen auch nicht auf Kosten der Einzelfallhilfe gehen. Diakonie und Kirche können hierbei Kultur- und Sozialarbeit verknüpfen. In den Kirchengemeinden kann an bereits Vorhandenes – Gemeindeleben, ehrenamtliches Engagement, Zusammenleben der Generationen – angeknüpft werden. Hier liegt die besondere Chance für Kirchengemeinden, die bereits in einem Stadtteil verankert und so eng am Alltag der Menschen und ihren Bedürfnissen orientiert sind.

⁷² Vgl. Arbeitskreis Stadtteildiakonie 2006: 24.

⁷³ Benedict 2006: 19.

⁷⁴ Vgl. Hinte 2007: 140.

⁷⁵ Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland 2007b: 64.

Die Kirchenkreissozialarbeit ist ein Pfund, mit dem Kirche und Diakonie wuchern können. Sie haben hier einen Schatz, der durch den Rückbau der Kirchenkreissozialarbeit an vielen Stellen in Deutschland gegenwärtig leichtfertig verspielt wird. Allerdings darf sich die Kirchenkreissozialarbeit nicht ihres eigenen Potenzials berauben, indem sie sich zunehmend zu einem einzelfallorientierten Case-Manager entwickelt.

Quartiers- und Stadtverantwortung der Kirchengemeinden kann nicht von den Gemeinden selbst geplant werden, sondern muss auf der Ebene des Kirchenkreises angesiedelt sein. Des Weiteren sollte versucht werden, nicht einfach unabgestimmt Gemeindehäuser oder Kirchen zu schließen. Kirchengemeinden und Kirchenkreise sind gefordert, gemeinsam den Bedarf zu ermitteln. Quartiers- und Stadtverantwortung braucht Gestaltungsbefugnisse; dazu sind Trägerschaften am besten auf Kirchenkreisebene anzusiedeln.⁷⁶

⁷⁶ Vgl. Kirchenamt der 2007b: 63.

6 Die sechs Projektstandorte der Untersuchung

Mit Hilfe der Abfrage, die wir am Anfang unserer Studie deutschlandweit durchgeführt haben, haben wir die sechs Standorte ausgewählt, die wir näher untersucht haben. Es handelt sich um gemeinwesendiakonische Projekte in Hamburg, Köln, Neustadt am Rübenberge (bei Hannover), Offenbach, Stralsund und Gotha.

6.1 Stadtteildiakonie Sülldorf Iserbrook in Hamburg

Kurzcharakteristik

Der Beratungsstandort und das Büro der Stadtteildiakonie Sülldorf Iserbrook sind in den Kirchenräumen in Iserbrook. Im Wohngebiet gibt es ein Treffpunkthaus, das von der Stadtteildiakonie betrieben wird und einen weiteren Mietertreff, der in Kooperation mit anderen Akteuren im Stadtteil genutzt wird. Darüber hinaus entwickelt Stadtteildiakonie als Multiplikator Gemeindeprojekte in anderen Gemeinden des Kirchenkreises mit. Die Lebensmittelausgabe im Osdorfer Born ist beispielsweise in Zusammenarbeit mit der dortigen Kirchengemeinde realisiert worden.

Lage und Stadtteilbezug

Die Region Sülldorf Iserbrook ist durch Quartiere sozialen Wohnungsbaus geprägt. Ursprünglich befand sich hier bürgerliches Milieu, aber eine Verarmung des Mittelstandes über die Jahre wird deutlich sichtbar. Zudem gibt es viel versteckte Armut, eine ansteigende Tendenz der Haushalte mit Hartz IV Bezügen, einen hohen Anteil älterer Bevölkerung und teilweise eine problematische Nahversorgung der Bewohnerinnen und Bewohner. Dennoch ist Sülldorf Iserbrook auch gekennzeichnet durch ein hohes nachbarschaftliches Engagement und ein Netzwerk sozialer Unterstützung. Iserbrook ist zudem Themengebiet der Stadtentwicklung seit 2007.

Idee und Konzept

Stadtteildiakonie ist eine gute Möglichkeit diakonischen Handelns von Kirchengemeinden und Kirchenkreisen. Stadtteildiakonie ist ein gemeinwesenorientierter diakonischer Ansatz. Er zeichnet sich vor allem durch seine ganzheitliche Sichtweise auf den jeweiligen Stadtteil und seiner Bewohnerinnen und Bewohner aus.

Die diakonische Arbeit im Stadtteil ist durch drei Ebenen gekennzeichnet: Allgemeine soziale Beratung, Gemeinde im Gemeinwesen und sozialpolitisches Mandat:

- Sie ist eine konkrete Hilfestellung, Dienst am Nächsten für einzelne Menschen in schwierigen Lebenssituationen.
- Sie nimmt die sozialen Verhältnisse im Stadtteil in den Blick. Sie ist Arbeit im und am Gemeinwesen, fördert die aktive Einmischung der Bürgerinnen und Bürger in die

öffentlichen Angelegenheiten und vernetzt sich im Rahmen ihrer Ziele mit anderen Initiativen und Institutionen.

- Diakonische Arbeit im Stadtteil ist zu dem Einmischung von Kirche in die sozialen und politischen Bedingungen, die den Rahmen für die Alltagssituation der Menschen im Stadtteil bilden. Sie hat ein sozialpolitisches Mandat, Fragen und Forderungen der sozialen Gerechtigkeit, der Bekämpfung von Armut und Ausgrenzung in den gesellschaftlichen und sozialpolitischen Diskurs einzubringen.

Die Aufgabe von Stadtteildiakonie ist es Kirche im Stadtteil präsent werden zu lassen und im Stadtteil aktiv zu werden. Die Arbeit ist dabei sozialräumlich orientiert.

Neben dem Blick auf das Gemeinwesen gibt es auch individuelle Hilfestellung vor Ort:

- Beratung in Konfliktfällen mit dem SGB Leistungsträgern,
- Beratung über Leistungsansprüche,
- Beratung in persönlichen und familiären Krisen,
- Beratung über spezielle Fachdienste und Angebote.

Finanzierung

Unser Standort wird als Einrichtung des Kirchenkreises aus 100% Kirchensteuermitteln finanziert, zurzeit anteilig von der Kirchengemeinde Sülldorf Iserbrook und dem Kirchenkreis Hamburg West Südholstein.

Kooperation und Träger

Das Projekt Stadtteildiakonie Sülldorf Iserbrook vom Kirchenkreis Blankenese ist mit dem Auftrag in der Kirchengemeinde in Hamburg Iserbrook stadtteilbezogen zu arbeiten, gestartet. Die konzeptionelle Entwicklung und inhaltliche Ausgestaltung der Arbeit ist in Zusammenarbeit mit der heute fusionierten Kirchengemeinde Iserbrook, dem Diakonischen Werk Blankenese und dem Diakonischen Werk Hamburg entstanden und begleitet worden.

Von September 2002 bis April 2009 stand das Projekt in der Trägerschaft der Kirchengemeinde Sülldorf Iserbrook. Im Veränderungsprozess der Hamburger Kirchenkreise und Kirchengemeinden ging das Projekt Stadtteildiakonie Sülldorf Iserbrook im Mai 2009 in die Trägerschaft des neu gegründeten Diakonischen Werkes „Hamburg West Südholstein“ des Kirchenkreises Hamburg West Südholstein über.

Als Einrichtung des Diakonischen Werkes des neuen Kirchenkreises hat sich das Arbeitsfeld mit seinen sozialdiakonischen Angeboten im Kirchenkreis ausgeweitet. In Kooperation mit der Kirchengemeinde am Osdorfer Born sind gemeinsame Projekte entstanden, wie zum Beispiel die Freiwilligenarbeit und die Lebensmittelausgabe. Auch die Region Iserbrook wurde teilweise in die Stadtentwicklung aufgenommen, so dass weitere Ressourcen zur Verfügung stehen.

Die Trägerschaft durch das Diakonische Werk ermöglicht durch seine Vielzahl von Fachdiensten gute Chancen, die Angebote der Stadtteildiakonie mit den speziellen Einrichtungen gezielt zu vernetzen und darüber auch den Menschen und ihren individuellen Schwierigkeiten gerecht zu werden.

Perspektive für das Projekt

Mit der gemeinwesendiakonischen Ausrichtung der Stadtteildiakonie hat die Kirchengemeinde in Sülldorf Iserbrook neue Zugänge in den Stadtteil gefunden. Auch in Zukunft ist es wünschenswert, dass sich die Kirche mit dieser sozialdiakonischen Aufgabe im Stadtteil identifiziert und damit wieder die Wurzeln ihres diakonischen Auftrags auf Gemeindeebene pflegt. Denn nur, wenn Kirchengemeinden entdecken, dass sozialdiakonisches Handeln zu ihren Aufgaben gehört, haben gemeinwesendiakonische Projekte Zukunft und die Kirche auch einen intensiven Kontakt zu den Menschen im Stadtteil. Es ist ein besonderes Lernfeld für Kirche sich als Player in einem Gesamtnetzwerk zu verstehen.

Susanne Alms de Ocaña

6.2 Lindweiler Treff in Köln

Kurzcharakteristik

Der Lindweiler Treff ist eine Einrichtung des Diakonischen Werkes Köln und Region. Seit über 20 Jahren ist der Treff als Begegnungs- und Anlaufstelle im Stadtteil tätig. Vor der Übernahme durch die Diakonie vor zwei Jahren war der Lindweiler Treff in der Trägerschaft der Ev. Kirchengemeinde Köln-Pesch. Mit Bezug auf die Bedürfnisse und Anfragen der Bürger und Bürgerinnen entstand eine vielfältige Angebotspalette, die von vier Hauptamtlichen, Honorarkräften und mehr als 35 Ehrenamtlichen getragen wird.

Lage und Stadtteilbezug

Der Stadtteil Lindweiler ist ein zweigeteilter: Der Stadtteil besteht zum einen aus dem sozialen Wohnungsbau und zum anderen aus Einfamilienhäusern. Die Besonderheit dabei ist, dass der Stadtteil einerseits sehr kinderreich ist, aber andererseits auch stark überaltert. Die Jungen sind ausgezogen und die Senioren bleiben zurück. Lindweiler befindet sich durch angrenzende Bahntrassen und Autobahnen in einer Insellage. Der Bus fährt eher selten und die nächste S-Bahn ist zu Fuß 20 Minuten entfernt. Eine unsichtbare Mauer trennt den sozialen Wohnungsbau mit überwiegend Belegrechtswohnungen vom Bereich der Einfamilienhäuser. Genau auf dieser Mittelachse liegt der Lindweiler Treff.

Idee und Konzept

Der Lindweiler Treff arbeitet gemeinwesenorientiert – dies bedeutet vor allem ressourcenorientiert. Ziel ist es, Armut und Ausgrenzung im Stadtteil zu vermeiden und Hilfestellung bei der Entwicklung eigener Ressourcen zu geben. Außerdem sollen die Lebens- und Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen im Stadtteil verbessert werden. Die ehrenamtliche Arbeit bildet das Fundament unserer Einrichtung und wird von den hauptamtlich Beschäftigten aktiv begleitet. Das Angebot umfasst:

- Sozial- und Arbeitslosenberatung: Zweimal wöchentlich findet eine Sozial- und Arbeitslosenberatung statt. Menschen jeder Altersgruppe können kommen. In Notfällen geben wir auch Lebensmittel aus.
- Kinder- und Jugendarbeit: Neben einer festen Kindergruppe gibt es ein Nachhilfeangebot für die Fächer Deutsch, Englisch, Mathematik und Naturwissenschaften. Die Nachhilfe beinhaltet ein Einzelcoaching auch für Jugendliche bis in ein Ausbildungsverhältnis hinein.
- Freitagsfrühstück: Beim Frühstück treffen sich die Menschen aus dem Stadtteil. Parallel dazu findet auch die Sozialberatung statt.
- Offene Treffen und Gruppenangebote: Menschen mit ähnlichen Interessen und Problemen haben hier die Möglichkeit sich zu treffen und auszutauschen, zum Beispiel Eltern-Kind-Gruppen, Bewegungsgruppe Fit für 100, Meditation, Aktionsgemeinschaften, Vereine und viele mehr.
- Seniorenarbeit: Die Evangelische Kirchengemeinde bietet einmal wöchentlich einen Seniorenclub an. Als Verbund mit anderen Einrichtungen können wir Hilfe für ältere Menschen und deren Angehörige vermitteln.
- Computerangebote für Senioren: Regelmäßig werden im Lindweiler Treff Einsteiger- und Internetkurse für Senioren angeboten.
- Café Schatztruhe: In diesem Café können Menschen aus dem Stadtteil günstig Kleidung erwerben oder im Trödel stöbern. Bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen werden Neuigkeiten ausgetauscht. Das Café ist an fünf Tagen in der Woche geöffnet und wird ehrenamtlich geführt.
- Fundus – Genossenschaft im Stadtbezirk Chorweiler eG: Gemeinsam mit vielen Organisationen haben wir ein Projekt entwickelt, das Arbeitsplätze schaffen und die Versorgungssituation in benachteiligten Stadtvierteln verbessern soll. Dazu wurde ein Ladenlokal im benachbarten Seeberg-Nord angemietet. Dort werden Kleidung, Haushaltswaren und Dienstleistungen angeboten. Es arbeiten dort auch Menschen aus Lindweiler und so entstehen Synergieeffekte mit dem Café Schatztruhe.

Finanzierung und Träger

Träger des Projekts ist seit zwei Jahren die Diakonie Köln und Region. Vorher war das Projekt in Trägerschaft der Ev. Kirchengemeinde Köln-Pesch.

Die Arbeit wird überwiegend aus kirchlichen Mitteln finanziert nämlich aus dem Lindweiler Netz e.V. – Förderverein der Ev. Kirchengemeinde Köln-Pesch. Zuschüsse gibt es auch vom ev. Kirchenkreis Köln-Nord, der Gemeinschaftsstiftung Diakonie im Ev. Stadtkirchenverband Köln und Region, des Arbeitslosenfond der Ev. Kirche im Rheinland, der Oelbermann-Stiftung und von der kath. Schwestergemeinde Longerich-Lindweiler. Neben den kirchlichen Geldern erhalten wir auch noch weitere Zuschüsse, beispielsweise von der Stadt Köln als Arbeitslosenzentrum, aus der der Boll-Stiftung und auch verschiedenen kleineren Stiftungen.

Kooperationen

Wie aus der Finanzierung hervor geht, sind wir stark vernetzt: Enge Kooperation besteht mit der evangelischen, aber auch der kath. Kirchengemeinde, darüber hinaus mit der Kinder- und Jugendeinrichtung vor Ort „Soziales Zentrum Lino-Club e.V.“ Zudem sind wir Kooperationspartner des kath. Familienzentrums. Wir organisieren ebenfalls den örtlichen

Facharbeitskreis Lindweiler, sind am Runden Tisch Lindweiler beteiligt und dem Arbeitskreis Chorweiler. Eine enge Vernetzung besteht auch mit dem Arbeitskreis Armes Köln und mit weiteren Arbeitslosenberatungsstellen und -zentren.

Perspektive für das Projekt

Aufgrund des demographischen Wandels und der Vereinsamung vieler allein stehender Senioren im Stadtteil werden wir Angebote für Senioren sowie die generationenübergreifende Arbeit erweitern. Dazu wird die Zusammenarbeit mit dem ökumenischen Krankenpflegeverein, der Kirchengemeinden sowie der Fachdienste der Diakonie intensiviert. Die außerschulische Bildungsarbeit für benachteiligte Kinder und Jugendliche soll weiter ausgebaut werden, um der großen Bildungsferne entgegenzutreten und der daraus resultierenden Arbeitslosigkeit vorzubeugen.

Die Arbeit mit ehrenamtlichen Mitarbeitern soll weiter strukturiert werden, um das nachbarschaftliche Engagement zu stärken, aber auch zum Teil mit dem Ziel, diese Arbeit als Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt nutzen zu können.

Sabine Kistner-Bahr, Katja Schultz

6.3 Begegnungsstätte Silbernkamp in Neustadt am Rübenberge

Kurzcharakteristik

Die Begegnungsstätte ist ein offener Treffpunkt, der selbstbestimmte Freizeitangebote für jüngere und ältere Menschen bereithält, den Kontakt zwischen den Generationen fördert und die Nachbarschafts- und Selbsthilfe unterstützt.

Lage und Stadtteilbezug

Die Begegnungsstätte liegt im Wohngebiet Silbernkamp, relativ nah am Zentrum der Kernstadt. Die gesamte Stadt Neustadt mit 33 Stadt- bzw. Ortsteilen hat knapp 46.000 Einwohner, von denen rund 18.600 in der Kernstadt leben. Im Gebiet Silbernkamp wohnen ca. 2.800 Menschen, davon sind gut 28 % älter als 59 Jahre. Die Einrichtung befindet sich in einem Teil des Gebäudekomplexes der Altenpflegeeinrichtung St. Nicolaistift; sie ist separat zugänglich und ebenerdig erreichbar.

Idee und Konzept

Veränderte gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen (z.B. demografischer Wandel, knapper werdende finanzielle Ressourcen) gaben 2005 den Anstoß, über den kirchlich-diakonischen Bereich hinaus innovativ tätig zu werden. In einem breit angelegten Planungsprozess mit unterschiedlichen Beteiligten entwickelten sich Ideen rund um den Themenkreis „Wohnen und Leben“. Als Kristallisationspunkt für die Entwicklung einer nutzerbestimmten Angebotsstruktur (Kurse, Spielgruppen, Kreativwerkstatt), Förderung von

intergenerativen Begegnungen und Aktivitäten (Ferienaktionen oder jahreszeitlich geprägte Angebote) und Unterstützung von Selbst- und Nachbarschaftshilfe (Freundschaftsdienst ÜberBrücken, Tauschring) wurde Anfang 2006 die Begegnungsstätte Silbernkamp als Einrichtung für das gleichnamige Wohngebiet eröffnet.

Wichtige Eckpfeiler des Modellprojekts sind die Kooperationen mit verschiedenen anderen Institutionen. Ebenso von Bedeutung ist die Einbeziehung von Ehrenamtlichen in Organisations- und Gestaltungsaufgaben. In der Begegnungsstätte ist eine soziale Fachkraft hauptberuflich beschäftigt und mit den dortigen Leitungsaufgaben betraut.

Die Begegnungsstätte bietet

- offene Angebote: Nachbarschaftscafe, Spiele-Nachmittage, Offenes Singen, etc.
- eine Kreativwerkstatt: Töpfern für Kinder, Workshops, etc.
- Gesundheitsangebote: Gymnastik, Meditation, etc.
- eine ComputerLernWerkstatt: Kurse für Anfänger, PC-Sprechstunde
- sowie verschiedene Einzelveranstaltungen

Gleichzeitig stellt sie verschiedenen Gruppierungen ihre Räumlichkeiten für deren Aktivitäten zur Verfügung, wie etwa dem städtischen Seniorenbeirat für ihre Sprechstunden, der Diakoniestation für Patiententreffen oder Selbsthilfegruppen für deren regelmäßige Zusammenkünfte.

Finanzierung und Träger

Die Gesamträgerschaft liegt beim Diakonieverband Hannover-Land. Er ist Anstellungsträger der hauptberuflichen Mitarbeiterin, hat die Räumlichkeiten angemietet und stellt den Sachkostenetat bereit. Des Weiteren ist vertraglich eine Mitträgerschaft folgender Neustädter Institutionen geregelt: dem Bauverein, der Diakoniestation, der Ev.-luth. Kirchenkreis Neustadt-Wunstorf, der Ev.-luth. Liebfrauen-Kirchengemeinde, dem St. Nicolaistift und der Stadt Neustadt. Die Beteiligten haben sich zur Mitfinanzierung der Begegnungsstätte verpflichtet. Der durch die Trägervertreterinnen und -vertreter gebildete Beirat gewährleistet eine kontinuierliche fachlich-inhaltliche Begleitung.

Kooperationen

Seit der Anfangsphase des Projekts gibt es konzeptionell festgeschriebene Kooperationen mit drei im Wohngebiet Silbernkamp befindlichen Einrichtungen: einer städtischen Grundschule, einer Kita in katholischer Trägerschaft sowie der als e.V. geführten Musikschule. Daneben haben sich in verschiedener Weise Verbindungen zu den sieben Trägereinrichtungen entwickelt. Darüber hinaus gibt es auch eine Vielzahl von Arbeitsbezügen zu anderen Einrichtungen, Gruppen und Gremien.

Perspektive für das Projekt

Die Begegnungsstätte wurde in dem Zeitraum von 2006 bis 2008 als befristetes Modellprojekt geführt. Nach dem erfolgreichen Abschluss dieser Phase kamen die Träger überein, das Angebot unter bestimmten Veränderungen fortzuführen. Gesichert ist nun der Folgezeitraum bis Ende 2012. Die Begegnungsstätte ist jetzt nicht mehr nur auf das Wohngebiet

Silbernkamp ausgerichtet, sondern hält ihre Angebote für die gesamte Kernstadt und angrenzende Ortsteile bereit. Die Stelle der hauptamtlichen Einrichtungsleitung umfasst aktuell 19,25 Wochenstunden. In der Konzeptfortschreibung wurde besonders auf die Ausweitung der ehrenamtlichen Mitgestaltungsmöglichkeiten Wert gelegt.

Reiner Roth

6.4 Diakoniekirche in Offenbach

Kurzcharakteristik

Diakoniekirche versteht sich verwurzelt im konkreten Lebensraum der Menschen, getragen vom Wort Gottes im Dialog mit den Menschen, orientiert an den Bedürfnissen und den Ressourcen der Menschen und kompetent in spezialisierten Diensten für die Menschen. Die praktische Umsetzung des Konzeptes „Diakoniekirche“ zeigt sich bei uns zum Beispiel in interreligiösen Gottesdiensten, offenen Gottesdienstformen mit Künstlern und Musikern (z.B. „musik erzählt leben“), religionspädagogischen Projekten mit Kindern und Erwachsenen, Diskussionsveranstaltungen, Nachbarschaftsprojekten und vielem mehr.

Für eine Kirche mit den Menschen werden in drei Modulen kirchliche und diakonische Handlungsfelder neu aufeinander bezogen:

- Diakonischer Gemeindeaufbau (gemeinwesenorientierte und interreligiöse bzw. interkulturelle Projekte, Community Organizing u.a.)
- Familienzentrum (basierend auf der Kita): Dieses bietet einen Knotenpunkt in einem Netzwerk von familienbezogenen Unterstützungssystemen (z. B. der Ev. Familienbildungsstätte, der Mathildenschule, verschiedener Träger von Sozialarbeit, usw.) das Kinder individuell fördert und Familien umfassend berät und unterstützt.
- Beratungszentrum: Mit seinem vielfältigen Beratungsangebot passt es optimal in das Mathildenviertel und gehört in die unmittelbare Nachbarschaft einer Kirchengemeinde.

Lage und Stadtteilbezug

Das Mathildenviertel, in der östlichen Innenstadt von Offenbach, zeichnet sich durch eine sehr hohe Bevölkerungsdichte und extreme Fluktuationsrate aus. Die Wurzeln ihrer Bewohnerinnen und Bewohner liegen in circa 50 verschiedenen Nationen. Die Lebenslage der Bevölkerung ist geprägt von Bildungsarmut, unzureichender Integration, prekären sozio-ökonomischen Verhältnissen und wachsenden psycho-sozialen Problemlagen.

Sprachliche und kulturelle Barrieren, aber auch die ständigen Wechsel in der Nachbarschaft, erschweren die Versuche der Bewohnerinnen und Bewohner, Beziehungen und soziale Netze aufzubauen, sich zu beteiligen und ihre Fähigkeiten einzubringen. Die Annahme von Hilfe ist für viele Familien unter diesen Voraussetzungen kaum möglich. Vorhandene Angebote sind diesen Familien oft nicht bekannt. Nicht integrierten Menschen fehlt zudem das Vertrauen, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Aufgrund der mangelnden Erfahrungen im Bildungssystem fehlt es häufig auch an Problembewusstsein (zum Beispiel bei Schulproblemen).

Der hohe Anteil an Migrantinnen und Migranten im Viertel bringt eine reiche Vielfalt von Fähigkeiten mit sich, die für den Stadtteil, aufgrund fehlender Beziehungen untereinander bisher nur mühsam Früchte trägt.

Christliche und muslimische Gemeinden genießen in weiten Teilen der Bevölkerung großes Vertrauen, nicht zuletzt durch ihre Seelsorgebeziehungen. Ihre interreligiösen Aktivitäten tragen seit Jahren dazu bei, vertrauensvolle Beziehungen auch über kulturelle und weltanschauliche Grenzen hinweg aufzubauen. Gleichzeitig wächst die Bereitschaft bei den Trägern sozialer Arbeit im Mathildenviertel, sich interkulturell zu öffnen und die eigenen Dienste stärker am Sozialraum zu orientieren.

Idee und Konzept

Diakoniekirche setzt gemeinwesenorientiert an ihrem Standort im Mathildenviertel an. Um mehr Beteiligung an der Zivilgesellschaft zu ermöglichen und die Nachbarschaft zu stärken, hat sie einen Community-Organizing-Prozess angestoßen und arbeitet eng mit den anderen Akteuren im Stadtteil zusammen.

Da sich die Lebensbezüge, Problemlagen und Interessen der sich beteiligenden Menschen nicht nur auf den Stadtteil beziehen, soll dieser Prozess auf die Stadt ausstrahlen und zum öffentlichen Diskurs über soziale und interkulturelle Fragen beitragen. Hierzu nutzt die Diakoniekirche ihre Trägerstruktur, insbesondere die Bezüge des regionalen Diakonischen Werkes und des Dekanates.

Ermöglicht wird diese aktivierende Arbeit durch die langjährige Vertrauensarbeit der Evangelischen Schlosskirchengemeinde im Stadtteil. Auch ihren Mitgliedern fehlen häufig Zugänge zur Beteiligung. Durch die Kernaufgaben des Gemeindepfarramts wie Seelsorge, Gottesdienst und Bildung hat die Schlosskirchengemeinde nicht nur Zugang zu ihren Mitgliedern, sondern aufgrund der kulturell und religiös durchmischten Bevölkerungsstruktur auch zu Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen.

Finanzierung und Träger

Getragen wird die Diakoniekirche Offenbach gemeinsam von der Evangelischen Schlosskirchengemeinde, dem Evangelischen Dekanat, dem Kirchengemeindeverband und dem regionalen Diakonischen Werk Offenbach–Dreieich-Rodgau. Die halbe Projektpfarrstelle wird von der Landeskirche finanziert und ist bis Juli 2010 befristet. Die halbe Gemeinwesenarbeiterstelle wird vom regionalen Diakonischen Werk getragen. Für die einzelnen Projekte werden zum Teil auch Drittmittel verwendet, zum Beispiel Spenden, Stiftungsgelder und öffentliche Mittel.

Kooperationen

Awo, Caritas, Progetto Scuola, Mathildenschule, August-Bebel-Schule, Geschwister-Scholl-Schule, Theodor-Heuss-Schule, Runder Tisch Innenstadt (Quartiersmanagement), Ökumenischer Arbeitskreis Arbeit & Soziales, Interreligiöser Arbeitskreis (christliche & muslimische Gemeinden in der Innenstadt), Freiwilligenzentrum Offenbach, Lecture Offenbach, Hochschule für Gestaltung, Gründercampus Ostpol.

Perspektive für das Projekt

Im November 2009 haben die beteiligten Träger in einem Letter of Intent erklärt, die Verstetigung dieser Arbeit mit ihren Ressourcen zu unterstützen. Zum 1. Januar 2010 ist das Beratungszentrum des Diakonischen Werkes auf das Gelände der Schlosskirchengemeinde gezogen. Nach Mitteln, um die Räume für das Familienzentrum anzupassen, wird gemeinsam mit den Kooperationspartnern gesucht. Außerdem wird auch nach Finanzierungsmöglichkeiten für das beteiligte Personal gesucht.

Patrizia Pascalis

6.5 Nachbarschaftszentrum Stralsund-Grünhufe (NBZ)

Kurzcharakteristik

Das Nachbarschaftszentrum (NBZ) befindet sich in der Auferstehungskirche im Stadtteil Grünhufe in Stralsund. Das Modellprojekt ist im Dezember 2008 gestartet und hat derzeit eine Laufzeit von drei Jahren. Das NBZ soll als Zentrum im Wohngebiet von der Bevölkerung, unabhängig vom Alter, Status oder Geschlecht angenommen werden. Es soll ein Treffpunkt, kultureller und sozialer Mittelpunkt für die Bewohnerinnen und Bewohner sein und das Wohngebiet ehrenamtlich aktivierend aufwerten. Unter anderem finden bereits in Kooperation mit dem benachbarten Hotelkomplex, dem Linden(Einkaufs-)Center Veranstaltungen und Auftritte (Lichtwerbung, Gestaltungen) statt, um eine attraktive Meile zu schaffen, in deren Mitte das Nachbarschaftszentrum liegt.

Der Gebäudekomplex des Nachbarschaftszentrums soll mit allen Kapazitäten erhaltend genutzt werden, sowie nach der dreijährigen Laufzeit eine Vielfalt von Nutzern binden, die nach der Förderphase den Fortbestand sichern.

Lage und Stadtteilbezug

Wohngebiete wie Grünhufe sind in den 70iger Jahren auf dem Reißbrett entstanden und verfügen über keine historisch gewachsene Struktur. Sie sind austauschbar, obwohl sie inzwischen oft liebevoll renoviert wurden. Daher spielt die Frage nach Identifikation und Verbundenheit mit dem Kiez eine wesentliche Rolle für die Arbeit im NBZ.

Insgesamt wird es für das NBZ darum gehen, weiterer „Entmischung“ mit der Folge sozialer Verwerfungen entgegen zu wirken. Der Komplex Auferstehungskirche liegt im Zentrum des Stadtgebietes Grünhufe und Vogelsang. Ein Klinkerbau mit interessanter Architektur und attraktivem Umfeld, vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten bildet einen Kontrast zum Plattenbauviertel. Mit diesem ist die Kirche durch einen einzigartigen Betonaltar von Friedrich Press symbolisch verbunden.

Idee und Konzept

Ein Dreisäulenmodell (Familie, Kinder/Jugend, Nachbarschaft) liegt der Idee des NBZs zugrunde: Kompetenzen zu fördern, Gemeinschaft zu ermöglichen und Selbst- und Nachbarschaftshilfe zu kultivieren. Alle Säulen gehen ineinander über.

- *Säule Familie:* Das NBZ ist gemeinschaftsfördernde Begegnungsstätte und ein Ort für Kreativität, Talent, gegenseitigen Beistand und Besinnung. Insgesamt sollen durch passende Angebote Familienkompetenzen erhöht und Problemlagen im Quartier gemildert werden. Innerhalb eines lokalen Netzwerkes in geeigneter Methodik werden Eltern geschult und trainiert, um die nach einer dreijährigen Schulung zum ehrenamtlichen Stadtteilmfamilienlotsen erworbenen Kompetenzen im nachbarschaftlichen Lebensumfeld einbringen zu können. Weiterhin soll in Form von Selbsthilfegruppen, ein Nachfolgeangebot für die im Kleemobilprojekt betreuten Mütter entstehen.
- *Säule Kinder und Jugend:* Basierend auf dem offenen Angebot der Jugendkirche sollen junge Menschen über das Medium Musik zu sich selbst und auch zueinander finden. Zudem können die musischen, technischen und auch sozialen Kompetenzen entwickelt werden. Ehrenamtliche junge Mitarbeiter sollen geworben und durch gute Anleitung als „Kristallisationskerne“ im NBZ und in das Wohngebiet hinein wirken. Sie können sich so selbst weiter entwickeln und dabei andere Jugendliche mitreißen. In der Werkstatt „Lebensschule“ sollen Motivation, Selbstwert gesteigert werden und junge Menschen in ganzheitlicher Form Halt, Zuflucht und Unterstützung finden.
- *Säule Nachbarschaft:* Gemeinwesenarbeit wird im Stadtteil mit dem Ziel die Bewohnerinnen und Bewohner zu aktivieren und durch Versorgungseinheiten zusammenzuführen (Cafe; Umsonstladen, Tauschring), durchgeführt. Die Selbsthilfwerkstatt, weitere Aktionen, Feiern und vieles mehr tragen sehr zur Vernetzung des NBZ bei.

Seit Beginn der Arbeiten hat sich eine 4. Säule – Arbeit-Qualifizierung - ergeben. Neben geringfügigen projektbezogenen Arbeitsverhältnissen, kommen Jugendliche des freiwilligen sozialen Trainingsjahres, vereinzelt „Minijobber“, Praktikanten aus verschiedenen Bereichen und Sozialstundenleistende zum Einsatz. Alle Tätigkeiten sind mit den örtlichen Arbeitsmarktakteuren abgestimmt.

Finanzierung

Im Rahmen einer dreijährigen Zweidrittelförderung werden Personal und Betriebskosten gefördert. Eigenleistungen, Einnahmen, Zuwendungen von KDW und Kirche sichern den Eigenanteil. In einem Renovierungstitel werden ebenfalls zwei Drittel gefördert.

Kooperationen und Träger

Der Träger des Projektes ist das Kreisdiakonische Werk Stralsund e.V. Gefördert wird das Nachbarschaftszentrum von der Stadtentwicklungsgesellschaft Stralsund mbH über das Programm „Soziale Stadt“.

Das NBZ kooperiert unter anderem mit der Kirchenverwaltung, benachbarten Unternehmen und Einrichtungen, Anwohnerinitiativen, Fachbereiche des KDW intern, der

Auferstehungsgemeinde beziehungsweise Jugendkirche, anderen Stadtteilprojekten und einigen weiteren externen Träger.

Perspektive für das Projekt

Das Haus wird künftig ein „Haus der Projekte und Initiativen“ sein und sich so zumindest teilweise finanziell selbst tragen.

Kreisdiakonisches Werk Stralsund e.V.

6.6. Das Augustinerkloster Gotha

Kurzcharakteristik

Das Augustinerkloster ist ein zentrales Gemeindehaus der Evangelischen Stadtkirchengemeinde und zugleich ein modernes Begegnungszentrum. Darüber hinaus gibt es Angebote, die sich besonders an die Menschen des sozial schwierigen Umfelds richten.

In der im Juni 2009 eröffneten Herberge laden siebzehn Zimmer mit dreißig Betten zur Übernachtung ein. Im alten Kapitelsaal befindet sich nicht nur der neue Eingang ins Kloster, sondern hier empfängt ein Café seine Gäste. Der umgestaltete Gemeindesaal steht neben den Nutzungen durch die Kirchengemeinde auch für Tagungen, Vorträge und andere Veranstaltungen zur Verfügung. Die Sakristei lädt als Raum der Stille zu Andacht und täglichen Mittagsgebeten ein. In der historischen Bibliothek können Interessierte Forschungen betreiben.

Regelmäßige Kunstausstellungen initiieren ein Gespräch zwischen historischem Ort und moderner Kunst. So werden im Sinne der Denkschrift der EKD „Räume der Begegnung: Religion und Kultur in evangelischer Perspektive“ (2002) Erfahrungen von unterschiedlichen Lebenswelten vernetzt und Horizonte geöffnet.

Im Ostteil der Augustinerkirche hat seit Oktober 2009 das Sozialprojekt „Liora“ seine Heimat gefunden. Die Angebote reichen vom Begegnungscafé am Vormittag und einem Mittagstisch über Hausaufgabenbetreuung und Spielmöglichkeiten für Kinder bis zu Theaterprojekten. Damit sollen im Raum der Kirche soziale Verantwortung und tätige Nächstenliebe im Stadtviertel lebendig werden.

Lage und Stadtteilbezug

Das Augustinerkloster ist mitten in der historischen Innenstadt Gothas gelegen. Während aber um den Markt und das Schloss historische Bausubstanz erhalten geblieben ist, wurden um das Kloster zu DDR-Zeiten die Häuser abgerissen und durch Betonneubauten ersetzt. Heute wohnen in diesem Gebiet vor allem Menschen, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind beziehungsweise mit geringen Renten auskommen müssen.

Stärker als bisher wollen sich die Kirchengemeinde und das Diakoniewerk mit speziellen Angeboten an diese Zielgruppe wenden.

Idee und Konzept

Nach der Wiedervereinigung wurden wichtige Sanierungsarbeiten am Gebäude durchgeführt. Die Gemeinde musste jedoch erkennen, dass die Erhaltung des Klosters zunehmend die eigenen Kräfte überstieg. Es stellte sich somit die Frage, wie mit den heutigen Möglichkeiten das fortgesetzt und neu belebt werden könne, was die Vorfahren mit der Gründung eines Klosters im Positiven begonnen haben. Daraus ergab sich sehr schnell eine zweite Frage: Gibt es Partner, mit denen man zusammenarbeiten kann?

So entstand im Prüfen verschiedener Möglichkeiten ein Konzept zur Nutzung des Augustinerklosters, das die verschiedenen Bereiche des mittelalterlichen Klosterlebens nämlich Spiritualität, Gastfreundschaft, Bildung, Kunst und Armenfürsorge aufnimmt und in der modernen Zeit und Gesellschaft neu mit Leben erfüllt.

Finanzierung

Der Umbau und die Sanierung des Klosters wurden mit Hilfe von Mitteln aus der Städtebauförderung, der Landeskirche und vieler Spenden getragen. Der 2009 eröffnete Herbergsbetrieb wird als Integrationsprojekt (Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen auf dem ersten Arbeitsmarkt) und durch „Aktion Mensch“ mit Investitionsgeldern und Förderung für das Anleitungspersonal in der Startphase gefördert. Nach einer Laufzeit von fünf Jahren muss sich dieses Projekt komplett selbständig tragen.

Die Begegnungsstätte „Liora“ wird bislang ausschließlich über Spendenmittel finanziert. Darüber hinaus richtet der Kirchenkreis ab Sommer 2010 eine Projektstelle für einen Pfarrer in den letzten Dienstjahren ein.

Kooperation und Träger

Zur Umsetzung des Konzeptes von Herberge und Café als Integrationsbetrieb wurde eine gGmbH gegründet, die drei Partner versammelt: Evangelische Stadtkirchengemeinde Gotha, Diakoniewerk Gotha und Bodelschwingh-Hof Mechterstädt. Während Gemeinderäume, Raum der Stille und die Bibliothek von der Kirchengemeinde bzw. vom Kirchenkreis verwaltet werden, befindet sich das Sozialprojekt „Liora“ in Trägerschaft des Diakoniewerkes.

Perspektive für das Projekt

In den 750 Jahren seines Bestehens hat das Augustinerkloster Gotha viele Neuanfänge erlebt, die immer auch Neubesinnungen auf die Botschaft des Glaubens in den wechselnden Herausforderungen der Zeit waren. Mit seinen verschiedenen Projekten und Angeboten soll das Augustinerkloster ein Ort lebendiger Gemeinschaft sein. Keine Gemeinschaft

lebenslanger Bindung, wie einst im klösterlichen Leben, sondern im Sinne einer punktuellen Begegnung. Es soll die offene Tür einer gastfreundlichen Kirche sein, die Menschen auf ihrem Weg zur guten Herberge wird.

*Esther-Maria Wedler*⁷⁷

⁷⁷ Unter Verwendung von Maneck 2008.

7 Literatur

Arbeitskreis Stadtteildiakonie (2006): Forderungen des AK Stadtteildiakonie, in: Stadtteildiakonie baut Mauern ab. Erfahrungen und Perspektiven stadtteildiakonischer Arbeit in Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, Dokumentation, hg. v. Diakonischen Werk Hamburg. Hamburg, 24.

Bedford-Strohm, Heinrich (2009): Quartiersarbeit in Kirche und Diakonie, Vortrag beim EKD-Zukunftsprozess am 25.09.2009 in Kassel, <http://www.gemeinwesen-diakonie.de/pdf/Bedfort-Strohm-Vortrag.pdf>, aufgerufen am 15.12.2009.

Benedict, Hans-Jürgen (2006): Wozu brauchen Kirche und Diakonie den Arbeitsansatz Stadtteildiakonie? Wie könnte er im kirchlichen Veränderungsprozess gestaltet werden?, in: Stadtteildiakonie baut Mauern ab. Erfahrungen und Perspektiven stadtteildiakonischer Arbeit in Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, Dokumentation, hg. v. Diakonischen Werk Hamburg. Hamburg, 10-23.

Bohnsack, Ralf (1999): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen.

Boulet, Jean Jaak/Krauß, Ernst Jürgen/Oelschlägel, Dieter (1980): Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Eine Grundlegung, Bielefeld.

Cox, Harvey (1967): Stadt ohne Gott, 2. Auflage, Berlin.

Dess, Gregory J. (2001): The Meaning of "Social Entrepreneurship", http://www.caseatduke.org/documents/dees_sedef.pdf, aufgerufen am 28.10.2009.

Diakonisches Werk der EKD (2007a): Die Rolle der Allgemeinen Sozialarbeit im Rahmen gemeinde- und gemeinwesenorientierten Handelns in der Diakonie (G2-Modell), Diakonie Texte, H. 9, Berlin.

Diakonisches Werk der EKD (2007b): Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, Diakonie Texte 2007, H. 12, Berlin.

Diakonisches Werk der EKD (2009): „Kirche mittendrin“. Kriterien zum Aufbau von Gemeinwesendiakonie-Projekten, <http://www.gemeinwesen-diakonie.de/grundlagen.htm>, aufgerufen am 15.12.2009.

Früchtel, Frank/Cyprian, Gudrun/Budde, Wolfgang (2007): Sozialer Raum und Soziale Arbeit, Textbook, Wiesbaden.

Faltin, Günter (2006): Entrepreneurship für alle. Wie das Labor für Entrepreneurship arbeitet. Fundiert, H. 1, 56-65.

Grosse, Heinrich (2007): „Wenn wir die Armen unser Herz finden lassen...“ – Kirchengemeinden aktiv gegen Armut und Ausgrenzung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts (SI) der Evangelischen Kirche in Deutschland, epd-Dokumentation 34, Frankfurt/Main.

Halfar, Bernd/Borger, Andrea (2007): Kirchenmanagement, Baden-Baden.

Hauschildt, Jürgen (1997): Innovationsmanagement, 2. Auflage, München.

Herrmann, Volker/Horstmann, Martin (Hg.) (2010): „Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse“, Neukirchen-Vluyn, in Vorbereitung.

Hinte, Wolfgang (2007): GWA – eine Erfolgsgeschichte? In: Ders./Lüttringhaus, Maria/Oelschlägel, Dieter (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Weinheim/München, 7-13.

Hinte, Wolfgang (2001): Fall im Feld, Socialmanagement 2001, H. 6, 10-13.

Jacobsen, Liv Kirsten (2003): Bestimmungsfaktoren für Erfolg im Entrepreneurship. Entwicklung eines umfassenden theoretischen Modells. Dissertation, Berlin.

Kaiser, Jochen-Christoph (2008): Sozialer Protestantismus als kirchliche ‚Zweitstruktur‘. Entstehungskontext und Entwicklungslinien der Inneren Mission, in: Herrmann, Volker/Horstmann, Martin (Hg.): Studienbuch Diakonie, Band 2, 2. Auflage, Neukirchen-Vluyn

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung, Wiesbaden.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (1984): Menschengerechte Stadt. Aufforderung zur humanen und ökologischen Stadterneuerung. Ein Beitrag der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für soziale Ordnung, hg.v. Kirchenamt im Auftrage des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (1998): Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, Gütersloh.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (2006): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (2007a): Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen. EKD-Texte 87, Hannover.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (2007b): Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt. EKD-Texte 93, Hannover.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (2008): Unternehmerisches Handeln in evangelischer Perspektive. Eine Denkschrift, Gütersloh.

Leithäuser, Thomas/Volmerg, Birgit (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen.

Lüttringhaus, Maria (2007): Zusammenfassender Überblick: Leitstandards der Gemeinwesenarbeit, in: Hinte, Wolfgang/dies./Oelschlägel, Dieter (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Weinheim/München, 277-281.

Maas, Theodorus/Ganten, Claudia (2009): Inklusion durch befähigende Gemeinwesen, http://www.enabling-community.de/fileadmin/user_upload/Inklusion_durch_befaeihigende_Gemeinwesen_Artikel.pdf, aufgerufen am 15.12.2009.

Maneck, Klaus Ulrich (2008): Das Augustinerkloster – ein Ort der Gemeinschaft, der Gastfreundschaft und des Gebetes; in: Herkunft aber bleibt Zukunft. Das Augustinerkloster Gotha in Geschichte und Gegenwart, Erfurt, 67-73.

Netzwerk Soziales neu gestalten (2009a): Lebensräume zum Älterwerden. Für ein neues Miteinander im Quartier. Memorandum, Gütersloh.

Netzwerk Soziales neu gestalten (2009b): Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älterwerden. Band 3, Soziale Wirkung und „Social Return“, Gütersloh.

Oelschlägel, Dieter (2007): Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, in: Hinte, Wolfgang/Lüttringhaus, Maria/ders. (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven, 2. Auflage, Weinheim/München, 99-128; Vortrag aus dem Jahr 1997.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2007): Der Nationale Integrationsplan, Berlin.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München.

Santen, Eric van/Seckinger, Mike (2005): Fallstricke im Beziehungsgeflecht: die Doppelleben interinstitutioneller Netzwerke, in: Bauer, Petra/Otto, Ulrich (Hg.): Mit Netzwerken professionell zusammenarbeiten, Band 2: Institutionelle Netzwerke in Steuerungs- und Kooperationsperspektive, Tübingen, 201-219.

Schmälzle, Udo (2008): Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum, Berlin.

Strohm, Theodor (1987): Gemeinwesenarbeit, in: Christof Bäumler/Norbert Mette (Hg.): Gemeindepraxis in Grundbegriffen. Ökumenische Orientierungen und Perspektiven, München, 196-207.

Strohm, Theodor (1998): „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, Zeitschrift für evangelische Ethik 42, Gütersloh 1998, 171-175.

Thies, Reinhard (2007): Integrierte Angebote brauchen einen Ort – die Idee lokaler Zentren, in: Gillich, Stefan (Hg.): Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch, Beiträge aus der Arbeit des Burckhardtshauses, Band 13, Gelnhausen, 96-111.

Weber, Joachim (2001): Diakonie in Freiheit? Eine Kritik diakonischen Selbstverständnisses, Bochum.

Weber, Joachim (2010): Initiativität. Über die menschliche Teilhabe an Gottes Schöpfungshandeln, in: Herrmann/Horstmann (2010).

Wegner, Gerhard (1990): Aktivierender Glaube. Ein Fazit, in: Lingscheid, Rainer/ders. (Hg.): Aktivierende Gemeindearbeit, Stuttgart/Berlin/Köln, 171-175.

Witte, Eberhard (1973): Organisation für Innovationsentscheidungen. Das Promotoren-Modell, Göttingen.